

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbjahresten: jährlich 28 Halbjahreste à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Hermann Heiberg.

Endlich langten die Reisenden in Mädkern an. An dem Hafen standen schwächende Schiffsknechte, Arbeiter, alte Leute, Seesoldaten, meist in Hemdärmeln. Hier und dort ward ein Schiff ausgeladen, Ketten rasselten, der Pfiff einer Dampfseife ertönte, dunkler Rauch wälzte sich aus den Schornsteinen. Theer- und Seegeruch erfüllte die Luft; überall eifertiges Leben. Mädkern hatte lange Straßen mit schmucken, kleinen Häusern. In allen Fenstern standen Blumen, und fast vor jedem Haus befand sich eine Bank. Wohlhabenheit machte sich bemerkbar, wohin man sah, und große Sauberkeit erfreute das Auge.

Als Richard mit seiner Begleiterin das Haus des Kapitäns Larsen, des Bräutigams, erreicht hatte, wurden sie von diesem, seiner Braut und seiner Mutter, einer alten Frau, die eine Männermütze auf dem Kopf trug, aufs herzlichste empfangen. Der Bräutigam war ein starker, untersehter Bursch, dem die Uniform eines Kapitäns nicht übel zu Gesicht stand. Seine wetterharten Züge hatten eine unverkennbare Ähnlichkeit mit denen seiner Mutter, doch fehlte ihnen der Ausdruck treuherziger Güte, der aus den dunklen Augen der Alten sprach und vereint mit dem silbergrauen Haar die Härten ihrer eigenartigen, fast männlichen Erscheinung angenehm ausglich.



Vogel im Sansamen. Nach einem Gemälde von D. Beggrow-Hartmann.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Ein geradezu überraschendes Bild aber bot Peter Elbes Tochter, die schon seit geraumer Zeit hier bei der Alten wohnte. Bei ungewöhnlicher Größe und schlankem Wuchs entbehrte ihre Erscheinung doch nicht der Anmuth, und ihre Züge hatten einen überaus edlen Charakter. Sie schien indessen mit ihrem Herzen wenig bei der bevorstehenden Hochzeit zu sein und begegnete ihrem Bräutigam mit so gezwungener Freundlichkeit, daß es Bianca auffiel und sie ihren Bruder nicht ohne Besorgniß darauf aufmerksam machte.

Richard hatte sich eben den Dankagungen für ein reiches Geschenk, das er mitgebracht hatte, entwunden und gab seiner Freude über das zierliche Häuschen Ausdruck. Eine tadellose Sauberkeit herrschte in den kastütenartig niedrigen, aber hellen Zimmern. Wunte Tassen standen auf Schränken und Kommoden, deren glatte Flächen die blankgeputzten Messinggriffe widerspiegeln, und von dem Braun der gefärbten Wände, des gebohnten Fußbodens und der alten, durch den Gebrauch dunkelblühenden Möbel hoben sich die schneeweiß bemalten Paneele unter den blumenbesetzten Fensterbänken reizvoll ab.

Nachdem alle Platz genommen, ward ein reichliches Frühstück aufgetragen, zu dem die Männer einen hellen Brantwein tranken. Das Hauptmahl sollte erst später nach der kirchlichen Trauung im sogenannten „Schifferhaus“, einer öffentlichen Herberge, stattfinden.

„Es ist zu klein bei mir —“ erklärte die Alte, indem sie wohlgefällig mit der Hand über ihre braunseidene Schürze strich. „Und ich hab' ja ein paar Schilling. Da kommt's nicht drauf an.“

Nach einer kleinen Stunde, die in munterem Gespräch verfloß und namentlich durch Peter Elbes frohe Laune gewürzt ward, erhob sich die Braut, um sich anzukleiden, und auch der Kapitän entfernte sich für einige Zeit, nachdem er noch die Gäste in einen kleinen, schmucken, hinter dem Hause gelegenen Garten geleitet hatte. Während die Zurückbleibenden dort plaudernd auf- und abschritten, — etwa ein halbes Stündchen mochte verlossen sein, — kam das Hausmädchen in höchster Aufregung herbeigelaufen und fragte die Alte, ob sie nicht wisse, wo Fräulein Ingeborg sei.

Diese Frage erweckte zunächst keine Besorgniß; als aber das Mädchen wiederholte, die Braut sei verschwunden, man suche sie vergebens im Haus und in der Nachbarschaft, da ergriff die Alte und ihre Gäste eine große Unruhe. Bianca wechselte mit ihrem Bruder einen überraschten und erschreckten Blick, und eben, als sie alle sich ins Haus begeben wollten, stürzte ihnen Larfen, bleich vor Erregung, mit einem Zettel in der Hand, entgegen. Ein Unbekannter, knirschte er, habe ihn soeben überbracht. Und mit bebender Stimme wiederholte den entsetzt aufstehenden Gästen Larfen das Geschriebene, das lautete:

„Ich habe Mädkern verlassen. Ich kann Dir nicht angehören. Verfolge mich nicht, es wäre vergeblich! J. E.“

3.

Richard und Bianca waren nach Trollheide zurückgekehrt. Der alte Peter hatte auf der Rückfahrt dagelassen wie ein Steinbild, unbeweglich und in sich gefehrt, und nur ab und zu mit trostlos finsternem Blick die Augen auf die öden, weiten Heideflächen gerichtet, an denen sie mit schnellem Ruder Schlag vorüberfuhren.

Jedem Zuspruch war er ausgewichen. Es sei diese Verbindung sein Herzenswunsch gewesen, hatte er wimmernd hervorgestoßen. Nun sei alles todt. Was aus seiner Tochter werden solle, die allein in die Welt hinausgegangen sei? Vielleicht würde er sie nie wiedersehen! Und die Schande! Mit welchen Worten würden die Leute in Mädkern in Zukunft von ihr reden!

So hatte es denn Richard aufgeben müssen, den Alten zu trösten, zumal er mit seinen eigenen Sorgen genug zu thun hatte.

Peter Jeppe war, wie ihm bei seiner Rückkehr berichtet wurde, von den Gendarmen zwar nicht eingefangen worden, doch hatten sie seine Spur in der Umgegend entdeckt und hofften, ihn demnächst dingfest zu machen. Das beruhigte Richard zunächst, doch bestand er darauf, daß seine Schwester ihn begleite, als er zwei Tage später, dem Wunsch des Herrn Ericus entsprechend, nach Limsforden übersiedelte. Mancherlei Bedenken, die sich namentlich auf das Zusammenleben mit der Familie Ericus bezogen, hatten in Bianca den Wunsch rege gemacht, in Trollheide zu bleiben und dort die Rückkehr ihres Bruders abzuwarten. Als ihr Richard jedoch erklärte, daß er in seinem eigenen Haus wohne und sie als sein Gast dort von den Ericus völlig unabhängig sei, gab sie ihren Widerstand nicht nur auf, sondern richtete sich auch, dem

Wunsch ihres Bruders entsprechend, darauf ein, die ganze noch übrige Zeit ihres Besuchs auf dem herrlich gelegenen Hauptgut zuzubringen und nicht wieder nach Trollheide zurückzukehren.

Die Geschwister hatten, da der Herbst noch immer milde, fast sommerlich warm war, in einem offenen Wagen Platz genommen. Ein eigener Zauber war über der scheinbar so unveränderlichen und doch so wechselnde Bilder bietenden Landschaft ausgebreitet. Eine solch traumvergeffene Stille lag über der weiten, von dem blauüberschleierten Horizont begrenzten Ebene, so wundervoll waren die Farben, ein so wunschloses Genügen schien die Erde und die auf ihr lebenden Geschöpfe zu durchdringen, und ein solcher Friede erfüllte zufolge dessen ihre Seele, daß in Bianca fast das Verlangen aufstieg, nie wieder in die große Stadt zurückzukehren, sondern in dem Umgang mit der Natur die künftige Daseinsbefriedigung zu suchen.

Am Spätnachmittag langten Richard und Bianca in Limsforden an. Schon während der letzten Wegstunde hatte sich der Charakter des Landes allmählich verändert, überraschend jedoch trat ihnen dieser Wechsel erst jetzt, da sie die Grenze des Gutes erreicht hatten, entgegen. Eine von Leppigkeit strogende Natur löste die unfruchtbaren Flächen ab. Was Limsforden so eigenartig schön machte, waren die überall von Buchen- und Eichenwald umgebenen ungewöhnlich großen Wiesenabschnitte. Die Gebüsche auf den sie einfriedigenden Wällen waren im Lauf der Jahrhunderte allmählich zu Bäumen herangewachsen, deren stolz und kraftvoll emporstrebende Stämme diese weitläufigen Flächen wie im Dienst der Ruhe und der Schönheit bestellte Wächter umstanden. Je näher sie dem Gutshof kamen, desto mehr wuchs Biancas Entzücken.

Wie ein von der großen, geräuschvollen Welt abgeschiedener und noch in dem seligen Behagen des Friedens und ungetrübten Glückes ruhender Erdenfleck erschien diese Gegend dem Auge.

In imposanter Stättlichkeit erhob sich im Hintergrund eines großen, von weitläufigen Wirtschaftsgebäuden flankierten Hofes das aus grünen Parkanlagen auftauchende Herrenhaus, ein altes, schloßartiges Gebäude, einst der Stammsitz der gräflichen Familie Tolf, von der es Ericus seiner diesem Geschlecht zugehörigen Gattin zuliebe erworben hatte.

Das Haus des Direktors befand sich unter mächtigen Kastanienbäumen versteckt neben dem des Oberinspektors, eines Herrn von Alten, inmitten eines hübschen, kleinen Gartens.

Hunde bellten, neugierige Mädchen und Knechte erschienen in den Thoren der Scheunen und Ställe, vorübergehende Arbeiter zogen die Wagen, die eben zum Melken abfahrenden Dirnen, nebeneinander sitzend auf offenen Wagen, unter denen blankgeputzte Milchmeier schaukelten, grüßten mit kurzer Kopfnugung, und endlich hielt der Wagen vor dem Haus des Direktors. Die, Tromholts Diener, sprang hinab, in der Thür erschien Maricken, die alte Wirtschaftsterin, und Richard führte seine Schwester in die für sie im ersten Stockwerk hergerichteten Gemächer.

Während sie sich's dort bequem machte, suchte er seine eigene, im Erdgeschoß liegende Wohnung auf. Aber er glaubte seinem Auge nicht trauen zu sollen, als er beim Eintritt — Ingeborg, die Tochter von Peter Elbe, vor sich sah.

„Sie, Sie, Fräulein Ingeborg?“ rief er, seinem ungemessenen Erstaunen Ausdruck verleihend.

„Ja, ich! Verzeihung, Herr Direktor!“ erwiderte das schöne Mädchen, mit stehenden Augen zu ihm aufblickend, und wäre vor ihm ins Knie gesunken, hätte er sie nicht daran gehindert.

„Weiß jemand außer der Alten, daß Sie hier im Hause sind?“ fragte Richard, rasch die Sachlage überdenkend.

„Ich hoffe nicht!“ entgegnete Ingeborg. „Ich kam gestern nacht auf Umwegen hierher, wedte Maricken und sagte ihr alles.“

„Sie haben also nicht, wie angenommen wurde, das Dampfschiff benützt?“

„Nein, Herr Direktor! Ich wünschte nur, Larfen von meiner Spur abzulenken.“

Einen Augenblick schwieg Richard Tromholt, dann sagte er, voll warmherziger Theilnahme in Ingeborgs Zügen forschend:

„Sie lieben den Kapitän nicht?“

„Nein, ich haße ihn!“ stieß das Mädchen hervor.

„Wäre es aber dann nicht richtiger gewesen, Sie hätten ihn und die Ihrigen von Ihrem Entschluß früher in Kenntniß gesetzt? Haben Sie nicht bedacht, wach furchtbaren Herzenskummer Sie Ihrem Vater durch Ihre Flucht bereiten würden?“

„Ach, — ja — mein Vater, mein guter, alter Vater!“ flüsterte Ingeborg, indem sie stöhnend das Haupt sinken ließ.

Ihre Schmerz that Richard weh, darum gelangte er, auf weitere Aufklärung verzichtend, zu einer schnellen Entscheidung.

„Jeden Augenblick,“ sagte er, sie beruhigend, „können meine Schwester, der Oberinspektor und andere Leute vom Gute hier eintreten. Wir wollen deshalb zunächst nur ins Auge fassen, was jetzt für Sie zu thun ist, und das Vergangene auf sich beruhen lassen. Ich werde für Sie eintreten, Ingeborg, auch wenn ich die Gründe Ihrer Handlungsweise nicht kenne. Wollen Sie sich ganz meiner Führung überlassen?“

Ihr stummer Blick sagte ihm, wie sie ihm für sein Vertrauen dankte, und wie sie's erwidern wollte. Ja, mehr noch als Dank und Vertrauen sprach aus diesem Blick, etwas, das Richard nicht verstand oder nicht verstehen wollte.

„Wohlan,“ sagte er, „dann reisen Sie noch heute von hier fort, und zwar nach Hamburg, und begeben sich in das Haus meiner Schwester, der Frau von Gunar, die in einigen Wochen dahin zurückkehrt. Daß es Ihnen an nichts fehlen wird, dafür werde ich sorgen. Später werden wir weiter sehen. Vielleicht können Sie bei ihr bleiben, ich hoffe es. Sonst aber müssen wir uns nach einem Hause umsehen, in dem Sie Beschäftigung und Erwerb finden. Ist's recht so, Fräulein Ingeborg?“

Ohne Antwort zu geben, beugte sich das Mädchen tief zu Tromholt herab und drückte die Lippen auf seine abwehrenden Hände.

„Noch eins zu meiner Beruhigung,“ fuhr er, sie sanft emporrichtend, fort: „Ist er schlecht, kein Ehrenmann, der Kapitän?“

„Falsch ist er und roh! Ich wußt' es längst und wußte auch, daß ich nie die seine werden könne. Aber die Furcht vor seiner Rache, die Scham und die Sorge um meinen Vater, der ihm so zugethan war, lähmten mir den Muth, zu sprechen. Da vergaß ich alles andere und that, was Sie wissen.“

Die Erinnerung überstandener Qual machte Ingeborg aufs neue erzittern. „Armes Kind!“ sagte Richard, indem er ihr mit der Hand über den Scheitel strich. „Aber nun gehen Sie zur alten Marielen, niemand sonst darf Sie hier sehen. Inzwischen spreche ich mit meiner Schwester, besorge alles Nöthige, und den Abend noch können Sie abreisen. Leben Sie wohl, vergessen Sie das Vergangene und blicken Sie vertrauensvoll in die Zukunft!“

Er drückte ihr die Hand, dann entfernte sie sich nach einem langen Blick auf Richard durch eine Hintertür, während dieser zu seiner Schwester emporstieg. —

* * *

Bianca war, wie Richard auch nicht anders vorausgesetzt hatte, einverstanden, Ingeborg bei sich aufzunehmen. Die letztere hatte Limforden bereits verlassen, und Tromholt — es war gegen Mittag des folgenden Tages — bereitet sich vor, Herrn Ericius und dessen Familie zu empfangen.

Eine prächtig geschmückte Ehrenpforte war errichtet worden; allerlei sonstige Empfangsrichtungen zu treffen, hatten sich die drei obersten Verwaltungsbeamten ebenfalls nicht nehmen lassen. Da zu Limforden ein großes Kirchdorf gehörte, so waren auch der Pastor, die Lehrer, die Schulkinder und viele Dorfbewohner erschienen und hatten am Thoreingang sich aufgestellt.

Aber als Richard kurz vor dem erwarteten Eintreffen der Herrschaften mit Bianca über den Hof schritt, kam ihm Alten, mit dem er in einem besonders vertraulichen Verhältnis stand, unter allen Anzeichen größter Bestürzung entgegen, hielt ein Papier in der Hand und zeigte dem durch seine Haltung beunruhigten Tromholt den Inhalt einer eben eingetroffenen Depesche: „Gutsverwaltung Limforden. Mein Mann plötzlich verschieden. Reise vorläufig verschoben. Weiteres schriftlich. Frau John Ericius.“

Diese Nachricht traf Richard wie ein vernichtender Schlag; für Minuten stand er wie gelähmt; das warf all' seine Pläne üben Haußen. Was sollte nun aus dem begonnenen Werke werden? Was aus ihm selbst?

Am Nachmittag, nachdem die erste Bestürzung sich gelegt hatte und alle zu der Empfangsfeierlichkeit Herbeigeeilten zu ihren Beschäftigungen zurückgekehrt waren, wanderte Richard, um die qualenden Gedanken loszuwerden, mit seiner Schwester hinaus an die Seen, deren Trockenlegung nicht mehr fern war. Hunderte von Arbeitern waren auch hier beschäftigt. Die Dampfmaschinen schöpften

das Wasser aus und leiteten es in die Abzugskanäle, die ganze Gegend hallte wieder vom Lärm ihrer Thätigkeit. Auf dem Rückweg besuchten die Geschwister gleichzeitig die Holzschneidereien, die Richard als sein erstes, eigenstes Werk besonders am Herzen lagen. Auch hier herrschte ein unruhig bewegtes Leben. Das schnurrte und stöhnte und stampfte und pökte — die Musik der Arbeit!

Wie lange noch? dachte Richard. Ja, die Pflicht, die Arbeit, die waren's, die ihn aufrecht gehalten hatten bei jeder Sorge und die das Weh in seiner Brust übertäubt hatten. Und nun, was nun? Bald würde es vielleicht still sein hier, todenstill — hier und überall, nur nicht in seinem Herzen. —

Die schwermüthigsten Gedanken bewegten Tromholt, und Biancas liebevolles Zureden vermochte nicht, sie zu zerstreuen. Voll der trübsten Ahnungen kam er nach Haus. Er verbrachte eine schlaflose Nacht, und als er am nächsten Morgen unter den verschiedenen Schreiben, welche ihm die Post gebracht hatte, auch eines mit dem Poststempel „Kiel“ und den Schriftzügen der Frau Ericius auf der Adresse vorfand, glaubte er seine schlimmsten Besorgnisse erfüllt. Mit einer Art dumpfer Entfagung löste er das schwarze Trauerriegel und las den Inhalt:

„Geehrter Herr Direktor Tromholt!

Nach Empfang dieser Zeilen bitte ich Sie, sofort abzureisen und auch diejenigen Herren, die meinem Mann das letzte Geleit geben wollen, zu bitten, unverzüglich aufzubrechen. Für Sie privatim und zunächst im engsten Vertrauen füge ich hinzu, daß in dem Testament meines verstorbenen Gatten Bestimmungen getroffen sind, die von großer Bedeutung für Sie, aber auch für mich sind.

Darüber mich mit Ihnen bei Ihrer Hieherkunft persönlich ausführlicher zu besprechen, ist natürlich gleichzeitig mein Wunsch und verstärkt die Bitte, daß Sie meinem Ruhe gütigst Folge leisten mögen.

Ergebenst

Susanne Ericius
geb. Gräfin von Toll.“

Noch während sich Richard mit seiner Schwester über den muthmaßlichen Inhalt der letzten Willensbestimmungen des verstorbenen Herrn Ericius unterhielt, ließ sich Herr von Alten, der Oberinspektor, bei ihnen melden.

Alten war ein unverheiratheter Mann von etwa fünfunddreißig Jahren mit einem großen, starkgebauten Kopf, einigen Schmarren über der Nase, forschenden, etwas Leuchtendes in sich bergenden Augen und einem kräftigen blonden Bart. In seinen Bewegungen lag Ruhe, aber er besaß einen sehr beweglichen Geist, der ihn verführte, häufig abfällige Urtheile über Personen und Verhältnisse zu fällen. Seine Laune und arbeitsthätige Unverdroffenheit waren sprichwörtlich. Immer sah man ihn mit seiner kurzen Peise zu Fuß oder zu Pferde unterwegs, und wie Richard Tromholt schien er einen gegen jeden Eindruck von außen gestählten Körper zu besitzen.

„Ich störe nicht, gnädigste Baronin? Und auch Sie nicht, lieber Tromholt? Ich wollte mich noch mit Ihnen wegen unserer Abreise besprechen, da ich ausgerechnet habe, daß wir gegebenen Falles schon am Spätnachmittage in Kiel eintreffen können. Ich lasse dann um fünf Uhr morgen früh anspannen.“ —

Richard war damit einverstanden. Während sie noch die Abfahrtszeit der Züge studirten, wurde er in einer häuslichen Angelegenheit von Marielen, der alten Haushälterin, abgerufen, und Alten blieb allein mit Bianca. Eine leichte Verlegenheit beherrschte für die ersten Augenblicke beide, dann sagte Alten, von dem früheren Thema abspringend, gleichsam als ob es ihn dränge, einem Gedanken, der ihn lange beschäftigt hatte, endlich Ausdruck zu geben: „Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin, daß Sie sich entschlossen haben, noch einige Wochen, hoffentlich“ — hier verneigte er sich lächelnd — „den Herbst und ein Stück des Winters in Limforden zu bleiben. Es ist trostlos, wenn man mit sich selbst ganz allein umgehen muß.“

„Ich sollte meinen, daß eine, wie ich höre, so ausgezeichnete Gesellschaft einen nie ermüden könnte. Das beweist eine unzufriedene Natur!“ scherzte Bianca und rückte sich bequem in ihrem Schaukelstuhl zurecht.

Alten schmunzelte, dann sagte er: „Sie irren, meine gnädige Baronin. Ich bin langweilig wie ein altes Theebrett, wenn ich mir selbst Besuche mache. Ich habe freilich Ihren vortrefflichen Herrn Bruder, aber er schließt sich doch auch bisweilen völlig ab und ist dann unnahbar, ganz abgesehen davon, daß ihn

das Geschäft oft Wochen lang fern hält. Nein, nein! Es ist ein ungemessenes Glück, daß Sie unsere belebende Sonne werden wollen, jetzt, hoffentlich noch oft, vielleicht für immer! Das heißt, wer weiß, ob die Erben des seligen Herrn Ericius uns nicht sämmtlich das Ausweisungsbekret zustellen. Davor schützt uns auch die Anwesenheit der schönsten und liebenswürdigsten Frau nicht."

Bianca lachte, aber sie wehrte ab; sie nahm solche Artigkeiten nicht ernsthaft.

"Im Gegentheil," erwiderte sie, "ich bin die Unterhaltungsbedürftige, und wenn ich mich entschließe, eine Zeit lang hier zu bleiben, so geschieht es in der selbstsüchtigen Erwartung, daß ich mich hier besser unterhalte als in Hamburg, meinem einsamen Witwenstüb, und daß die Herren das Ihrige dazu beitragen, mich wieder lachen zu lehren."

"Würde ich außerordentlich gern übernehmen!" scherzte Alten.

"Aber jetzt, jetzt, meine Gnädige, an dem Grabe des Herrn Ericius solche Gedanken auch nur fassen, ist einer frommen Seele unmöglich."

"Aufrichtig, dieser Spott gefällt mir nicht!" wandte Bianca kopfschüttelnd ein. "Herr Ericius war doch Ihr Vorgesetzter, ein tüchtiger Mann und —"

"Bohl, meine Gnädige, das letzte ist wahr! Aber bedingt das denn Liebe?"

"Nein, aber — Pietät, ein pietätvolles Gedächtniß. Ueber Todte soll man nur Gutes sagen."

"hm! — hm!" stieß Alten heraus. "Wir wollen einmal ganz unbefangen sprechen, nicht als angelebte Kulturmenschen, die sich meistens etwas vorgaukeln, sondern als ehrliche Naturkinder. Der verstorbene Herr John Ericius war mir über die Maßen zuwider. Er ging einher und trat auf, als ob er über die Welt zu herrschen habe. Ich bin überzeugt, wenn der liebe Gott einmal zu uns herniederstiege, er würde beschheidener auftreten. Alle Menschen sah Herr Ericius eigentlich als seine Diener an, legte dabei im allgemeinen verzweifelt wenig Lebensart an den Tag und glaubte, wenn er zahlte, zahlte, zahlte, seinen verdammten Mammon hinwerfe, daß er dann der beste und vorzüglichste unter den Sterblichen sei. Natürlich! Solche Art Menschen werden angestaunt und bewundert, weil die Welt sich nur allzugen beherrschen und knechten läßt, weil die Menschen meist ohne Spür von eigenem Rückgrat umherlaufen und deshalb vor Erstaunen darüber, daß andere ein solches besitzen, ehrerbietig mit der Nase den Boden berühren."

"Kun ja!" warf Bianca ein. — "Das ist doch auch etwas. Sie gestehen selbst zu, daß der Verstorbene ein Rückgrat besaß, das heißt, daß er ein Mann war. Fordert das nicht zum Respekt heraus?"

"Diesen habe ich ihm nie verweigert, meine gnädige Baronin. Bitte, unterscheiden Sie wohl! Ich sagte nur, er sei mir zuwider gewesen und ich könne deshalb über seinen Tod keine

Tränen vergießen, ich wolle nicht etwas heucheln, was nicht in mir sei. — Und ferner: ein Mann kann fest, gerecht, ernst, besonnen und weise sein, aber er braucht nicht zu verleugnen, daß er ein Mensch ist. Sehen Sie Ihren Bruder Richard an! Der ist ein Mann, das Ideal eines Mannes!"

Biancas Augen leuchteten. Es war ihr eigenster Gedanke, dem Alten mit diesem Urtheil über ihren Bruder Ausdruck verlieh; und ein Mann, ein starker, zielbewußter Mann war auch Alten bei all seiner zur Schau getragenen Weltverachtung.

Eben trat Tromholt wieder ins Gemach und das Gespräch ward unterbrochen. Aber Richards Mienen waren nicht heiter.

"Schon wieder eine Unglücksbotschaft," sagte er; "der rothe Jeppe spukt hier in der Gegend, und die Gendarmen können ihn nicht erwischen; es scheint, daß er irgendwo einen Schlupfwinkel gefunden hat. Nach Trollheide hat er einen Brandbrief geschickt, und am Ende führt er seine Drohung doch noch aus, wenn man ihm nicht scharf auf die Finger sieht. Vielleicht hat er's gar auf Limforden abgesehen und sucht nur unsere Wachsamkeit zu täuschen und abzulenken. Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dich hier lassen darf, Bianca, so allein, wenn wir nach Kiel reisen."

"Oho, Richard!" widersprach Bianca, "Du traust mir doch sehr wenig Muth zu!"

"Für alle Fälle könnte ich ja hier bleiben!" warf Herr von Alten eifrig ein. "Unter den Leidtragenden bin ich zudem entbehrlich."

"Nein, Alten, Sie müssen sich anschließen, das erfordert der Anstand und Ihr eigenes Interesse," entgegnete ihm Tromholt ernst. "Aber wir könnten —"

"Etwa eine Leibgarde für mich errichten, Kanonen aufpflanzen und den großen Belagerungszustand über das Gut aussprechen?" unterbrach ihn scherzend Bianca. "Nein, meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Besorgniß um mein Leben, aber ich bin groß genug, mich selbst zu schützen, und die schlechte Meinung, die Sie von meinem Muth zu haben scheinen, macht es mir geradezu zur Pflicht, Ihnen das Gegentheil zu beweisen. Reisen Sie glücklich und kehren Sie mit guten Nachrichten wieder, ich halte inzwischen den Platz — oder," fügte sie nach einer Pause nicht ohne einen leisen Anflug von Koketterie hinzu, "ich reise mit, um nie wiederzukommen."

"Alles, nur das nicht!" rief Alten in einem Ton, der zwischen Scherz und Ernst schwankte, "da fügen wir uns lieber Ihrem Willen!"

"Schön!" stimmte jetzt auch Richard, seine Besorgnisse unterdrückend, zu. "Wir werden ja überdies kaum länger als zwei Tage ausbleiben."

Dann entfernte er sich mit Alten, um insgeheim doch einige Vorkehrungen für Biancas Sicherheit zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß und Ferien.

Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold.

(Schluß.)

Mit dem Regenwetter begann für die Mutter eine Zeit, die wahrlich an Schreden nichts zu wünschen übrig ließ! Ihre Unterkunft bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Wohnzimmer und einem Bodenraum. In einem Schlafzimmer schlief zwei Drittel des Tages das kleine Kind, welches bei jedem lauten Geräusch jammernd emporzufahren und dann ungefähr anderthalb Stunden zu schreien pflegte. Die vier großen Kinder mußten daher leise und doch heiter beschäftigt werden, eine Aufgabe, die für die Hausfrau recht erholend und stärkend zu nennen war.

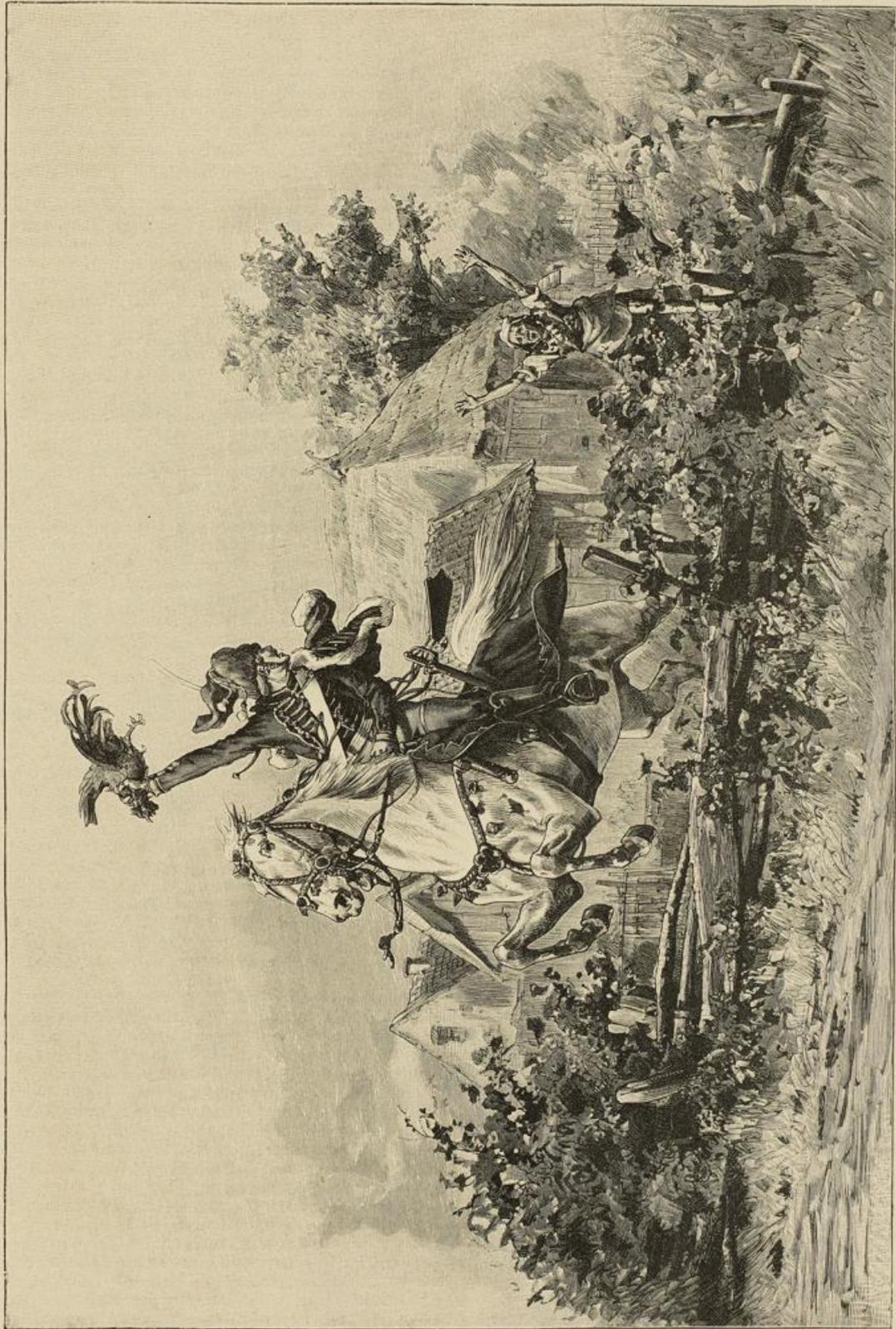
Die beiden ersten Tage hatten die Kinder ohne Pause den Regen beobachtet und mit der ganz unbegründeten Behauptung: „Es läßt nach!“ sich in jedem unbewachten Augenblick ins Freie begeben, Regenfußstapfen und Erdschpuren mit ins Haus bringend, welche die Köchin, drohend mit einem Scheuerlumpen hinter ihnen herführend, wieder zu verwischen bestrebt war.

Als aber das Wetter mit vollster Entschiedenheit auf seinem Starrsinn beharrte und die Kinder sich „geben“ mußten, traten wahrhaft unerträgliche Zustände ein. Eine furchtbare Epifode bildete ein altes, tief verstimmtes Piano, auf dem einen ganzen

Tag über abwechselnd eins der Vier in Tönen jubelte und klagte — in angenehmer Abstufung von dem Herausuchen des unsterblichen „Kommt ein Vogel geflogen“ bis zum fröhlichen Aufplätzen mit beiden Händen zugleich, oder dem melodischen Hinaufgleiten eines Fingers vom tiefsten Baßton bis zum quiekenden, klappernden Sopran der höchsten Noten. Das war ganz wunderhübsch und, wie man sich denken kann, für die Mutter eine wahre Erquickung, um so mehr, da sie beständig durch: „Mutter, hör' doch!“ zu ungetheilter Aufmerksamkeit und Hingabe an den Kunstgenuß ermuntert wurde.

Ellie und Anna hatten zum Ueberflus in diesen schrecklichen Tagen noch eine Freundin, welche zuerst unter dem allgemeinen Namen „die Polin“ gegangen war und den unerklärten Zauber alles Ausländischen auf die Kinder Gemüther ausgeübt hatte. Beide Mädchen verlangten tagelang mit stürmischer Leidenschaft nach der „Polin“, die nicht ordentlich Deutsch konnte und einen unaussprechlich schönen Namen hatte.

Durch diplomatische Kunstgriffe und Bemühungen gelang es endlich der Mutter, den Umgang mit der Polin anzubahnen, die



Glücklicher Fang. Von Werner Schuch.

Zeichnung nach dem gleichnamigen Bilde aus den „Erdemännern deutscher Weiber.“ Herausgegeben von Julius Schönerer. Verlag von C. F. Witzke in Breslau.

sich leider aber als ein „Blender“ erwies und nach wenigen Tagen von den Freundinnen ebenso heftig verabachtet als vorher geliebt wurde.

Die Polin hatte die Eigenthümlichkeit, alles übelzunehmen und vom gemeinsamen Spiele etwa jede Viertelstunde weinend wegzurennen — leider aber immer nach zehn Minuten wiederzukommen und großmüthig ihre Verzeihung zu verkünden. Die Polennutter, welche glücklich sein mochte, in diesen Regentagen eine Zuflucht für ihre beschäftigungslose Sascha zu finden, lagerte diese gänzlich auf Langers ab, so daß unsere arme Hausfrau die Traveestie der Schiller'schen Glocke ungefähr auf sich anwenden konnte:

„Sie zählt die Häupter ihrer Lieben, und sieh, es sind statt sechs — sieben!“

Während die Mutter entsagungsvoll am Fenster saß, Strümpfe stopfte, in den Regen sah und sich fragte, wie sie so wahrwiegend habe handeln können, ihre bequeme angenehme Stadtwohnung für schweres Geld mit diesem traurigen Aufenthalt zu verkaufen, wurde sie in ihrem Nachdenken beständig durch Meldungen der jungen Damen unterbrochen: „Die Sascha krazt mich, die Sascha will nach Hause gehen, die Sascha läßt mich nicht mitspielen.“ wobei Frau Langer nach den ungerechten Forderungen der Gastlichkeit immer noch der entsehligen Polin zum Schein Recht geben mußte, während ihre ganze Seele danach lechzte, sie durch ein paar Ohrfeigen unheilbar in ihrem Nationalstolz zu verwunden und auf Nimmerwiederkehr nach Hause zu jagen.

Die Jungen fühlten sich auch ziemlich unglücklich. Zuerst hatten sie im Besitz zweier Gasballons, einem Abschiedsgefesche des „Veestrats“, die Ungunst des Wetters vergessen und die bunten Bälle beständig zum Fenster hinausstiegen lassen. Da durchschneit plötzlich ein Jammergefchrei Karls die Lüfte: der Faden, der seinen blauen Ballon hielt, war der leitenden Hand entglitten, und der Treulose stieg hoch empor und entschwand den Blicken seines heulenden Besitzers, wahrscheinlich des Landaufenthaltes überdrüssig, was ihm Frau Langer von ganzem Herzen nachfühlen konnte.

Karls Thränen vermischten sich insolge dieses betrübenden Ereignisses zwei Tage lang mit dem Regen draußen, und er saß, mit bis zur Unkenntlichkeit verschwollenen Augen, am Fenster und sah dem entflohenen Juvvel nach, als könnten seine Blicke es zurückholen. Paul raste währenddem in der etwas schadenfrohen Empfindung „ich habe meinen noch!“ mit seinem rothen Ballon durch die Zimmer und hatte die schöne Gewißheit, daß die niedrige Stubendecke etwaigen Fluggefäßen desselben erfolgreich „Halt!“ gebieten würde.

Aber noch am zweiten Tage fing der rothe Ballon auf räthselhafte Weise an, sich zu verkleinern, und schrumpfte vor den Augen des entsetzten Paul immer mehr zusammen, bis er schließlich aus seiner strahlenden, aufgeblähten Herrlichkeit sich in ein schwarzrothes, faltiges Beutelchen verwandelt hatte, dessen altersschwaches Aussehen jeden Versuch, es zum Fliegen zu ermuntern, als unvernünftige Grausamkeit erscheinen ließ.

Wohl gelang es der Mutter, mit Aufbietung aller Lungenkräfte, dem zusammengeschrunpften Ballon wieder etwas von seiner früheren Fülle zu geben, aber seine Flugfähigkeit war dahin und blieb es, trotzdem die Mutter mit rührender Geduld sich immer neuen Wiederherstellungsversuchen unterzog.

Dies bildete ziemlich die einzige Zerstreuung und Abwechslung für die Hausfrau während ihres Sommeraufenthaltes, indessen der Gatte mit leichtem Gepäc und frohem Sinn eine Streiftour durch die Welt unternahm und jubelnde Karten aus frühlicher Reisegesellschaft mit herzlichem Gruß an Frau und Kind entsendete.

Man wird es unter diesen Umständen der Hausfrau nicht allzuehr verargen dürfen, wenn sie, als 14 Tage in dieser Art herumgegangen waren, sich mit allen Fibern ihrer Seele nach einem Vorwand zu sehnen begann, um in die Kultur, in die Stadt, mit einem Wort — in all das zurückzulehren, was sie so freudig und erwartungsvoll verlassen hatte. Noch drei Wochen an dem regengepeitschten See auszuhalten, schien ihr fast unmöglich — die Tage wurden immer kürzer, die melancholischen Abende, an denen die Kinder nicht zu Bett gehen wollten, immer länger — und wenn sich die Doktorin nicht geschämt hätte, so wäre sie lieber heut als morgen in die Heimath zurückgekehrt.

Nachdem man gestern schon zu der tödlichen Thätigkeit der Schreibstiele gezeiffen und Pauls Ordinarius es sich zehnmal hatte gefallen lassen müssen, daß sein Steckbrief mit „Nase blau,

Hände gelb, besondere Kennzeichen: wacklig“ und ähnlichen geistreichen Bemerkungen unter donnerndem Beifall der jeweiligen Verfasser ausgestellt worden war, hatte die thatenlose Ungezogenheit den höchsten Grad erreicht.

Erst prügellen und zankten sich alle Kinder ohne jeden ersichtlichen Grund, und dann versielen sie auf den nicht minder unerfreulichen Zeitvertreib, das kleinste Geschwisterchen so lange zu küssen, bis dieses in blinder Wuth um sich schlug und sich jedem, der ihm mit zärtlichen Absichten nahe, in Haare und Augen eintraktete — ein unfreundliches Benehmen, zu dem die Mutter noch herzlos bemerkte, „sie könnte es dem Kinde keinen Augenblick verdenken!“

Frau Langer griff schließlich zu dem Auskunfsmittel, daß sie ihre sämmtlichen großen Kinder beiderlei Geschlechts unerbittlich mit dem Ausbogen von Unterröckchen für das Zingste beschäftigte, ein Zweig der Thätigkeit, der die Jungen natürlich in ihren eignen Augen aufs tiefste herabwürdigte und von ihnen dementsprechend ausgeübt wurde.

Während Karl seine Arbeit nicht zu deren Vortheil mit Wuththränen besudelte, nähete Paul buchstäblich mit geballten Fäusten und sädelte bei jedem zweiten Stich die Nadel aus, in den Pausen furchtbare Drohungen gegen alle ausstößend, die es je weiter jagen würden, daß er genächt hätte; denn ein Tertianer ließe es sich doch zehnmal lieber nachsagen, daß er Straßensraub getrieben, als daß er ein Unterröckchen ausgebogt hätte!

Die Drohung: „Du wirst gleich wieder nähen!“ blieb insolge dieses Nachmittags noch lange von unschätzbarem pädagogischen Werth für Karls moralische Ausbildung.

Die Spannung unter den Familiengliedern hatte unter diesen Verhältnissen den höchsten möglichen Grad erreicht; und wie es zu geschehen pflegt, so sollte auch hier die mit Zündstoff angefüllte häusliche Atmosphäre plötzlich und verderblich sich entladen.

Das Wetter war immer trostloser geworden, der Barometer sank so tief, daß man gar nicht begriff, wie er es anfang, nicht schon unten zu seinem Gehäuse heranzufallen, und die Kinder wurden immer ungebärdiger, je weniger ihre Lebensgeister sich in freier Luft austoben konnten.

Das Haus, in dem unsere Ferienteisenden wohnten, diente in seinem Erdgeschoß als Telegraphenbureau, ein Umstand, der glühendes Interesse bei den Kindern erregte nebst dem sehnlichen Wunsch, einmal auch in Telegraphiren sich versuchen zu dürfen.

Das Heiligthum war ihnen aber streng verschlossen, und der Beamte, der das geheimnißvolle Ticken des Apparates zu deuten und zu leiten hatte, blieb immer unsichtbar. Er verrieth seine Anwesenheit nur, indem er bei zu lärmenden Spielen der Kinder laut und zornig gegen seine Zimmerdecke pochte.

Dieser Vorgang übte auf Elli und Anna ungefähr die Wirkung aus, die ein herabstößender Weiß auf eine Fühnerfchar hervorzubringen pflegt — sie rannten ängstlich kreischend in eine Ecke und saßen dann gewöhnlich ein paar Stunden still verschüchtert da. Die Jungen dagegen trieben bald einen gewissen Sport damit, den Telegraphenmann so lange zu ärgern, bis er klopste, ein artiges Spiel, welches seinen Reiz auch durch die Wiederholung nicht verlor.

Ein Sonntag brach für die schwergeprüfte Familie herein, der alle seine Vorgänger durch Regen und Wind beschämte. Eiskalte Luftströmungen zogen durch das ganze Haus, und die beherrschende Empfindung in dieser Sommerfrische war heut nur die Sehnsucht nach einem heißen Grog und einem Fußsack.

Das Kleine hatte sich erkältet und nieste ohne Aufhören, was es wie alle kleinen Kinder jedesmal als persönliche Beleidigung auffasste und worüber es bitterlich weinte. Elli hatte eine Fensterscheibe eingeschlagen und konnte sich, in einer Umwandlung von Gefühlsdufelei, nicht über die Vollständigkeit der mütterlichen Verzeihung beruhigen. Mit marternder, zäher Ausdauer frug sie ohne Aufhören: „Mutter, bist Du auch wirklich wieder gut?“ eine Art von Gewissenhaftigkeit, über welche die Mutter viel ärgerlicher wurde als über die Fensterscheibe, und welche ihr zuletzt die Versicherung: „Ja, ich bin gut!“ in einem Tone entlodte, der besser zu „halt den Mund!“ gepaßt hätte. — Anna hatte sich in den Fingern geschnitten und schrie nach Heftpflaster und alter Leinwand, die Jungen besaßen ein Blaserohr — woher, wußte kein Mensch! — und schossen mit Thontugeln auf lebende und todte Gegenstände. Zum Ueberfluß kam die ewig beleidigte Sascha schon nach dem ersten

Frühstück und wollte ein Kinderbuch wieder haben, das sie ihrer Freundin geborgt hatte, und das nun in allen Winkeln mit beständig offen gelassenen Thüren gesucht wurde — kurz, es war ein recht behaglicher Zustand.

Indeß die Mutter mit dem Fuß den Kinderwagen hin und her schob und mit der Hand Annas Finger kunstgerecht verband, ertönte plötzlich aus der anderen Stube ein lautes Geschrei, und ehe die Mutter noch Zeit fand, aufzuspringen und sich über die Ursache des Lärms aufzuklären, wurde die Thür stürmisch aufgerissen, Sascha stürzte im Sonntagskleide, in Thränen aufgelöst, ins Zimmer und mit dem zornigen Ruf: „Ich sag's meiner Mama!“ zur andern Thür wieder hinaus, während plötzliche Todtenstille im Nebengemach auf düstere, dramatische Vorgänge zu deuten schien.

Ein vorsichtiges und leises Thürenklappen belehrte die Mutter, daß ihre Herren Söhne sich durch den zweiten Ausgang entfernt hatten, folglich wohl Ursache haben mochten, den mütterlichen Blick zu scheuen. Karl und Paul waren sich wirklich böser Thaten bewußt, indem sie die Polin mit einer Thonkugel an der linken Hand verwundet hatten, und der Androhung eingedenk, daß beim ersten Schaden am lebenden Inventar ihnen das Blaserohr weggenommen werden sollte, entfernten sie sich nun geräuschlos, um den mütterlichen Zorn erst kalt werden zu lassen. Thatendürstig, wie die Langeweile so oft werden läßt, durchspähten sie das Haus und machten sich durch glückselige Nippenstöße und Mienspiele auf die herrliche Gelegenheit zum Anknüpfen von Dummheiten aufmerksam, die sich ihnen darbot.

Der Telegraphenmann war einem sonntäglichen Vergnügen nachgegangen und hatte in unbegreiflichem Leichtsinne den Schlüssel in der Thür zu seinem Allerheiligsten stecken lassen! Die beiden Brüder näherten sich dem Gemach, zögernd wie Blaubarts Gemahlin — aber wie bei dieser, so siegte auch hier die Neugier — und mit der gegenseitigen Versicherung: „Wir wollen's uns bloß mal ansehen!“ verschwanden Karl und Paul in dem Telegraphenbureau und wurden nicht mehr gesehen!

Die Mutter, welche nie Ruhe hatte, wenn sie die Jungen sah, und noch weit weniger, wenn sie sie nicht sah, horchte und spähte indeß besorgt zum Fenster hinaus. Eine halbe Stunde nach der andern verging, ohne daß die sonst so geräuschvollen Brüder ihre Anwesenheit irgendwie kundgegeben hätten, und niemand wollte sie gesehen haben.

Alle gewöhnlichen Zufluchtsorte waren schon durchsucht worden, auch „der Herrmann“, ein befreundeter Eingeborener, der immer einen Tag als „ganz nett“ besucht, den nächsten als „furchtbar frech“ in Acht und Bann gethan war, wußte nichts vom Verbleib der beiden Wadern zu berichten.

Jedes vorbeifahrende Boot verursachte der Mutter Herzklopfen in dem Gedanken, ihre Söhne könnten eine Lustfahrt auf eigene Faust unternommen haben! Elli und Anna durchrannten unter langgezogenen Rufen nach den Brüdern den ganzen Ort — aber alles war und blieb vergeblich.

Als nun gar die Vesperstunde hereinbrach, welche sich sonst als das unschlarfste Mittel erwies, die Söhne des Hauses unter lautem Geschrei nach „Schnitten“ aus den entferntesten Winkeln der Erde herbeizulocken, und sich trotzdem nichts sehen und hören ließ, begann sich die Mutter einer gelinden Verzweiflung zu überlassen, die in einem Thränenstrom und halbblauen Berwünschungen gegen jeden Landaufenthalt und diesen im ganz Besondern Ausdruck suchte und fand.

Während so die Stimmung drinnen dem trüben Wetter draußen glich, Elli und Anna sich um die Mutter mit den reizenden Trostgründen beschäftigten: „Vielleicht sind die Jungen ins Wasser gefallen! — vielleicht hat sie ein Zigeuner gestohlen!“ und sogar das kleine Geschwisterchen, vom allgemeinen Jammer verschüchtert, stumm und betrübt am Daumen lutschte, öffnete sich plötzlich die Thür, und mit dem eigenthümlichen Bewillkommungsgruß „au — zum Donnerwetter!“ trat der Vater ins Zimmer.

Er hatte es sich allerliebste gedacht, ganz unerwartet bei den Seinigen einzutreffen, aber wie die meisten Ueberraschungen, so schien auch diese unter einem unglücklichen Stern geboren. Zunächst wurde der Vater selbst überrascht, und zwar, indem er beim Betreten der Schwelle den Kopf mit großer Heftigkeit gegen die für so hochgewachsene Leute nicht berechnete Thür stieß, was den obigen Ausruf und eine schon etwas herabgeminderte Fröhlichkeit

zur Folge hatte. Sodann fand er seine Lieben erstens nicht vollzählig und zweitens in Thränen schwimmend vor und empfing den stets sehr widerlichen Eindruck, daß er zu ungelegenster Stunde gekommen sei.

Die allerdings etwas unüberlegte Frage, welche die Mutter an den vor fünf Minuten mit dem Dampfer angekommenen Hausherrn richtete — wie sie sie im Augenblick an jeden gerichtet hätte! — „hast Du die Jungen nicht gesehen?“ hatte bei dem Doktor die männlich unwirliche Antwort zur Folge: „Sprich doch nicht solchen Unsinn, mein Kind! Woher soll ich denn die gesehen haben?“ wodurch sich der Augenblick des Wiedersehens recht unfreundlich anließ.

Der Vater sah sich nun aus seiner erwarteten Gestalt als hocherfreuende Ueberraschung und Hauptperson in die Nebenrolle eines Suchenden gedrängt und begann, mit einigem Knurren das Haus ebenfalls nach Paul und Karl zu durchstöbern.

Ein vorsichtig polterndes Geräusch aus der Stube im Erdgeschloß, welches bei der Frage des Doktors „wer wohnt denn da?“ sofort in verdächtiger Weise verstummte, veranlaßte den Träger zu einem sofortigen kräftigen Donner an die von innen verriegelte Thür mit dem den Jungen wohl bekannten Zuruf: „Wollt Ihr wohl sofort aufmachen?“

Daraufhin näherten sich äußerst zögernde Schritte, der Riegel wurde langsam zurückgeschoben, und den eindringenden Eltern bot sich der entsetzsvolle Anblick, wie Karl eben mit seinem Alpstock in dem kunstvollen Getriebe des telegraphischen Apparats bohrete, um ein von ihm erschichtlich angerichtetes Unheil auf diese wunderbare Art wieder gutzumachen.

Beim Anblick des Vaters schien erst die ganze Größe des begangenen Verbrechens im Bewußtsein der Brüder aufzudämmern, und sie brachen in ein zweistimmiges, wehlagendes Geheul aus. Karl flüchtete mit seinem Alpstock, der dem Vater im Augenblick ganz handgerecht erschien, in die äußerste Ecke des Gemaches, während Paul kurz entschlossen das Fenster aufriß, hinaussprang und durch ein klatschendes Geräusch den Ohren der Zurückbleibenden die angenehme Thatfache vermittelte, daß er im Sonntagsanzug auf die aufgeweichte Gartenerde gefallen sei. In einem dieser Voraussetzungen entsprechenden Zustände wurde er denn auch, nachdem Karl bereits den gerechten Zorn seines natürlichen Vorgesetzten fühlbar geschmeckt hatte, im Garten aufgefunden, und zwar durch den Hausknecht des Gasthofs, in dem Sascha wohnte. Dieser Sendbote brachte einen Brief an Frau Langer und betraute Paul mit einem boshaften „na, freu Dich mir!“ mit der Abgabe desselben. Paul betrat denn nun zitternd, seine Rücken- und Seitenansicht vorsichtig verbergend, das Wohnzimmer. Die Mutter betrachtete ihn durchbohrend und richtete, ohne seinem stumm hingehaltenen Empfehlungsschreiben vorläufig irgend welche Beachtung zu schenken, die peinigliche Aufforderung an ihn: „Dreh' Dich doch einmal herum!“

Paul sah sich solchergestalt in der schmerzlichen Lage, seine beschädigte Toilette einer unachtsamsten Kritik auszusetzen, die denn auch in einer das Mutterherz wesentlich erleichternden Tracht Prügel kräftigen Ausdruck fand. Während nun in jeder Ecke des Zimmers ein Verbrecher schludzte und der Vater beständig das schwierige Exempel im Kopf auszurechnen suchte, was die Wiederherstellung eines Telegraphenapparates etwa kosten könnte, öffnete die Mutter den Brief, den man über dem Strafvollzug fast vergessen hätte.

Das Schreiben rüthete von Saschas Mutter her und enthielt den unwillkommenen und überraschenden Satz: „Ihr neunjähriger Sohn hat meine Tochter angeschossen! Ich werde die Polizei benachrichtigen!“ Der Vater sank wie ein geknicktes Rohr auf einen Stuhl.

„Ihr scheint ja hier recht artig geworden zu sein!“ bemerkte er mit schneidender Ironie.

In der folgenden peinlichen Pause warf Karl noch das letzte Hündchen in die explosionsbereite Atmosphäre, indem er, als einzige Erwiderung und Entschuldigung auf die gegen ihn geschleuderte Anklage, es sehr übelnahm, daß er in dem Brief als „neunjährig“ bezeichnet war, und wüthend erklärte, er wäre zehn Jahre!

Daß nach diesem Brief und allem, was dazu gehörte und vorangegangen sein mußte, der Vater das segensreiche Geschäft des Durchprügelns wieder aufnahm und noch eine ganze Weile fortsetzte, wird jeder Freund der erziehungsbedürftigen Jugend nur verstehen und billigen.

Nach erfolgter Abstrafung wurden Karl und Paul erbarungslos zu Bett gejagt; Elli und Anna aber, die sich tugendhaft mit auffälliger Vortrefflichkeit brüsten und kleine Seitenbemerkungen über die unartigen Brüder machten, mußten vom Vater die niederschlagende Ermüdung vernehmen: „Ihr wollt wohl auch was haben?“ — ein Anerbieten, welches trotz seiner allgemein gehaltenen Form doch verständlich schien.

Zornig und verstimmt warf sich der Hausherr in die steinharte Sofaecke.

„Das fängt ja hübsch an!“ bemerkte er bitter. „Dazu bin ich zwei Tage früher vom Berner Oberland weggegangen! Sei jetzt wenigstens so gut, Auguste, und Sorge für ein ordentliches Essen — ich bin seit heute morgen unterwegs und habe noch kein Mittagsbrot gehabt!“

Diese an sich ja durchaus berechnete Forderung gab der armen Auguste einen Stich ins Herz! Man urtheile! Es war Sonntag nachmittags — noch dazu „der Sonntag“ der Köchin, die, aufgeputzt wie ein Pfingst-röslein, unter dem Regenschirm und Schutz des Hausknechts vom „Goldenen Stern“ vor zwei Stunden abgewandert war — und der Fleischer hatte „nicht geschlachtet“, was dem betreffenden Kalbe gewiß sehr angenehm, für die augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnisse aber recht unvortheilhaft sich erwies.

Die Mutter sah sich demgemäß genöthigt, erröthend einzugesuchen, daß sie kein Fleisch erlangen könne, und der ob dieser Enttäuschung fast weinende Vater mußte eine Stunde später sich an Eierkuchen, Pellkartoffeln und Butterbrot laden — eine Entbehrung, die ihn zu der beißenden Bemerkung veranlaßte, daß er sich „fatt“ allerdings anders dächte.

Das Ergebnis aller dieser Erlebnisse zog der Doktor, indem er unachtsamlich erklärte, er reise morgen wieder ab, und die Seinen hätten ihm in längstens drei Tagen zu folgen — ein Bescheid, den die Kinder, trotz aller ausgestandenen Längeweile, schluchzend, die Mutter aber mit innerlicher Erleichterung aufnahm.

Eine leise Hoffnung, daß der Vater sich — ein schon öfter dagewesener Vorgang! — seinen Neger ausschlafen würde, trat diesmal!

Der Doktor, dem man bei seiner unerwarteten Ankunft die einzige lange Bettstelle des Hauses zurecht gemacht hatte, war auf eine Matratze von eigenthümlichem Bau gerathen, die, an beiden Seiten abfallend, sich in der Mitte zu einem festen, runden Hügel aufbeulte, so daß der ermüdete Hausvater durchschnittlich

alle zehn Minuten nach rechts oder links herunterrollte — ein Zustand, dem selbst der ihn naturgemäß begleitende Traum von einer Rigibesteigung keinen besonderen Reiz zu verleihen vermochte.

Wie geräbert stand der Doktor am nächsten Morgen auf. Ein Hausherr, der nicht geschlafen hat, ist immer etwas Unangenehmes und wird von den Seinen nach dem alt bewährten Grundsatze behandelt: „Und im Kreise sehen umgeht er den Leu“. Nach allem Vorhergegangenen aber war der Vater heute ein geradezu furchtbare Naturschauspiel, und es hätte der ortsbehördlichen Beschwerde wegen des zerstörten Telegraphenapparates, dessen Herstellung die Reiseflässe gänzlich erschöpfte, nicht bedurft, um tobenden Hohn zu entfesseln. Da der Doktor in dieser nicht ungerechtfertigten Empfindung nun aufgeregt und scheltend durch alle Zimmer jagte, dabei aber immer wieder die niedrige Thür vergaß und sich noch dreimal furchtbar an den Kopf stieß, sich demgemäß noch immer mehr in Wuth steigerte, so war es schließlich bei aller dem Familienoberhaupt gezollten und gebührenden Liebe und Hochachtung ein erleichterndes Gefühl für seine Frau, als der leuchtende Dampfer ihn davon trug. Der Trennungsschmerz wurde ja durch die Gewißheit gemildert, daß man in einigen Tagen wieder beieinander sein werde.

Und so wurde es!

Mit kaum verhehlter Freude ob des unerwarteten Abschlusses der Sommerreise packte die Mutter den Frachtkorb zum zweiten Male, und selbst die Thatsache, daß die boshafte Sonne am Abfahrtsmorgen hell, heiß und strahlend über dem wundervollen See funkelte, vermochte kein Neugefühl über die beschleunigte Heimkehr in die Stadt bei unserer Hausfrau hervorzurufen. Die Kinder, wie Kinder sind, waren auch getröstet und freuten sich auf die heimischen Spielsachen — die Köchin auf ihren Schloffer — und alles war befriedigt.

Als das Ehepaar am ersten Abend nach der Heimkehr wieder vereinigt in seinem behaglichen Wohnzimmer und bei dem gemüthlichen, wohlbekannten Theegeräth saß, rieb sich der Vater vergnügt die Hände: „Was meinst Du, Alte,“ bemerkte er, „Ost, Nord, Süd, West — daheim ist das Best! Nicht wahr?“

„Ja, ja!“ stimmte seine Frau bei und fügte dann so recht aus tiefstem Herzen hinzu: „Ach, wie freue ich mich auf die nächste Sommerreise! Da reise ich alle Morgen aus der Schlafstube in die Wohnstube und abends wieder zurück! Das ist die beste und billigste Ferienerholung für eine Mutter von mehreren Kindern!“

„Nun, das kannst Du ja haben!“ sagte der Doktor großmüthig.

Helgoland.

Eine überraschende Kunde hat der 17. Juni 1890 dem deutschen Volke gebracht. An diesem Tage ward der zwischen der deutschen und der englischen Regierung vereinbarte Vertrag im Deutschen Reichsanzeiger veröffentlicht, der im Zusammenhang mit der Regelung jener mannigfach sich kreuzenden und stoßenden kolonialen Interessen auf dem Boden Ostafrikas die Abtretung der Insel Helgoland von England an Deutschland, vorbehaltlich der Genehmigung des englischen Parlaments, anspricht.

Es ist hier nicht der Ort, über das Verhältnis von Werthen und Gegenwerthen, die in jenem Vertrage gegen einander ausgespielt werden, ein Urtheil zu fällen. Der Streit der Meinungen darüber wird fort-dauern, bis Thatsachen, greifbare Ergebnisse ihn zum Schweigen bringen. Es ist auch hier nicht der Ort, über das, was der Deutsche Reichstag oder das englische Parlament dazu sagen wird, Betrachtungen anzustellen, umsoweniger, als das endgültige Ja oder Nein vielleicht schon gefallen ist, bis diese Blätter in die Hände unserer Leser gelangen. Denn wenn auch noch vor kurzem im englischen Unterhause ein mittelbarer Antrag auf Abtretung Helgolands an Deutschland den lebhaftesten Widerstand fand und mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde, so kann doch niemand wissen, in welcher Weise sich die Wirkung der neuen Vertragsbestimmungen auf die Gegner der Abtretung äußert.

Eines aber ist sicher: der Gedanke einer Erwerbung Helgolands für Deutschland wird überall im Reiche einen freudigen Widerhall finden; er wird begrüßt werden mit jener Genugthuung, welche der Heimfall eines verloren gegangenen Bruchtheils an das waltende Stammland in jedem geübten, aufwärts strebenden Volksthum erwecken muß; und wenn jene Erwerbung zur Thatsache werden sollte, so wird sie, obwohl auf ganz verschiedenem Wege errungen, doch im Geiste des Volkes sich jenen anderen Wiedereroberungen zur Seite stellen, welche die Aufrichtung eines mächtigen Deutschen Reiches gleichsam als deren handgreiflichster Ausdruck vor zwei Jahrzehnten begleiteten.

Denn ein walt deutsches Stück Land ist der Fels von Helgoland! Es bedarf um das zu erfahren, keines Hinaufsteigens in die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte, keiner umständlichen Nachweise aus Alten und Chronikbüchern. Das schlägt von selbst an unser Ohr, wenn wir die

Insel betreten und der Sprache der Eingeborenen lauschen. Mit wunderbarer Fähigkeit haben sie die Laute ihrer alten friesischen Mundart bewahrt und die Kinder reden erst ihr helgoländisch Platt, ehe sie in der Schule und in der Kirche das neuzeitliche Hochdeutsch erlernen.

„Grün is der Lunn,
Roed is de Kant,
Wit is de Sunn;
Deet is der Woopen
Van't Hillige Lunn.“

So lautet der alte Wahlspruch von Helgoland, den wir zugleich als Probe der Sprache hierherziehen, und höchstens der Oberdeutsche, schwerlich aber der Niederdeutsche wird der Uebersetzung bedürfen:

„Grün ist das Land,
Roth ist die Kant,
Weiß ist der Sand;
Das ist das Wappen
Vom Heiligen Land.“

Nur etwa 64 km von der Elbmündung bei Cuxhaven und 87 km von der Mündung des Nordostsee-Kanals bei Brunsbüttel liegt der meeresumspülte und sagenumwobene Fels, senkrecht aus der See emporsteigend zu einer Höhe von 28 bis 56 Metern, ein braunrother Thonstein von harter Beschaffenheit, 1600 Meter in der Länge und an der breitesten Stelle 500 Meter messend, das sogenannte „Oberland“. Ihm vorgelagert ist an der südöstlichen Seite ein sandiges Vorland, das „Unterland“, und mit ihm zusammen besitzt die Insel einen Flächeninhalt von 0,59 qkm. Einst sollen Viehzucht und Kornbau wohl geblühen sein auf der Insel, aber heute sieht man nur Schafe auf den grünen Matten des Oberlandes grasen, und was an die Stelle der wogenden Kornfelder getreten ist, das verräth uns der Name der die ganze Insel von Nord nach Süd durchziehenden „Kartoffelallee“. Der Haringfang bildete einst, vor 300 Jahren, den Haupterwerb des helgoländischen Fischers, aber die gewinnbringenden Fische nahmen, wie man glaubt, infolge veränderter Meeresströmungen, plötzlich andere Wege; es war ein furchtbarer Verlußt für die Bewohner



Deutscher Fels in deutschen
 Wogen,
 Den die Brandung Hagend
 schlug,
 Deut' der Stamm, der, uns
 entfremdet,

Eine andre Fahne trug:
 Wieder bist du neugewonnen,
 Un'rem Reiche angetraut,
 Perle kaiserlicher Krone,
 Helgoland, du Wogenbraut!

Als man einst dich uns entriß,
 Lag in Schmach Germania!
 Heute steht die große Mutter
 Wieder stark und glänzend da.
 Sammelt die geraubten Kinder,
 Doch nicht mit dem Schwert allein!
 Auch in friedlichem Triumphe
 Ziehn sie in die Heimath ein.

Franz Hein.

Helgoland.
 Zeichnung von Franz Hein.

des Felsenlands, und es ist kein Wunder, daß die Sage in einem bösen Frevel die Ursache des tief einschneidenden Ereignisses suchte. „Nach der Einführung des Christenthums,“ so heißt es, „wurde ein kleines Götzenbild zum heiligen Tietz umgetauft. Da es der Fische- rei günstig war, so trug man es im Frühjahr in Prozession auf dem Oberlande umher bis auf einen Berg, der Tietzberg genannt. Bei einer solchen Prozession erschreckten sich einige, das Bild zu prü- geln, und seit jener Zeit kam nie wieder ein Häring nach der Insel, statt seiner erschien die Pest.“ — Die ihrer Haupteinkaufsquelle beraubten Fischer suchten und fanden dann Verdienst als Lofen und Seefahrer und später auch durch man- cherlei anderen Fischfang (Schellfisch, Hummer, Au- tern). Dann brachte die Zeit der von Napoleon I. ver- hängten Kontinentalperre und mit ihr ein blühender Schleichhandel vorüberge- hend großen Reichtum auf die für die Zwecke des letz- teren so günstig gelegene Insel. Lofenweien, Fische- rei und Schiffahrt wurden an den Nagel gehängt, denn es gab leichteren Gelderwerb. Aber die Kontinentalperre nahm ein Ende, die reichen Geschäfte verließen die In- sel, andere Verbindungen waren unterbrochen oder fehlten: die Helgoländer waren, nicht ohne eigene Schuld, in der bittersten Nothlage. Da brachte ihnen ein unternehmender Lands- mann, Jacob Andresen Sie- mens, Hilfe — er war es, der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die Insel zum Seebad er- hob, und welche Bedeutung diese Gründung hat, ergiebt sich daraus, daß, ungerach- net die vorübergehend an- wesenden Besucher, in den letzten Jahren stets zwischen acht und zehn Tausend Men- schen als Badegäste auf der Insel weilten. Für solche Würde aber findet man die Erklärung, wenn man er- fährt, daß Helgoland im Spätherbst und Winteran- fang eine höhere Durch- schnittstemperatur besitzt als Bozen und Meran! Lange Jahre besaß das Seebad Helgoland allerdings auch eine Anziehungskraft weni- ger gesunder Art — eine Spielbank, die 1890 gegrün- det und erst 1877 wieder aufgehoben wurde.

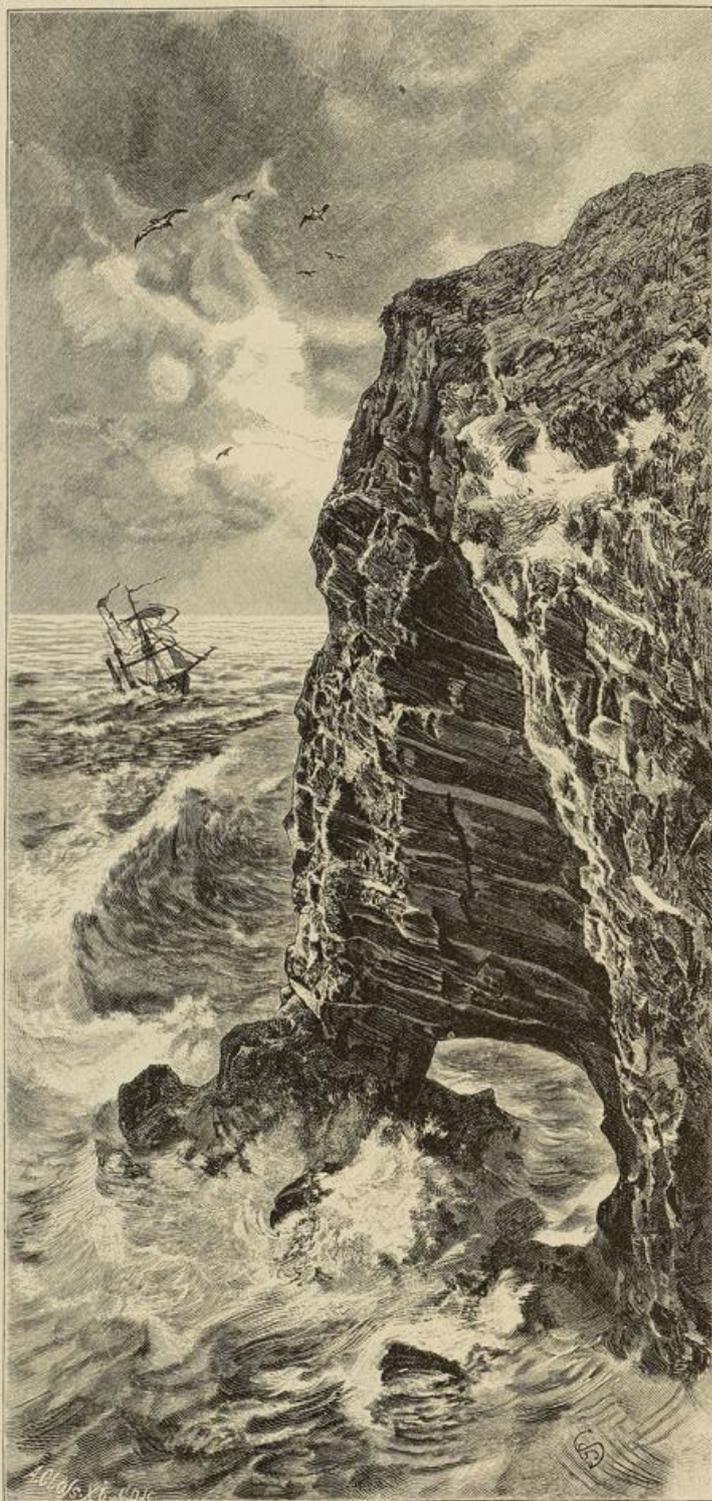
Dies die wirtschaft- liche Geschichte von Helgo- land. Und die politische? Auch sie ist bald erzählt, wenigstens wenn wir uns an die wirklich beglaubigte Geschichte halten wollen. Um den Vorzug, schon von Tacitus als die Insel mit dem heiligen Dam der alten germanischen Erdgöt- tin Nertha genannt zu wer- den, muß sich Helgoland mit Nügen streiten; denn die Gelehrten sind noch nicht einig, welche von beiden der alte Römer im Auge gehabt habe.

Dann werfen die müthigen Fahrten der christlichen Glaubensboten auf den weltabgeschiedenen Fleck ein kurzes Streiflicht. Wir vernehmen von Kirchen, die gebaut und wieder zerstört wurden, wir hören vom

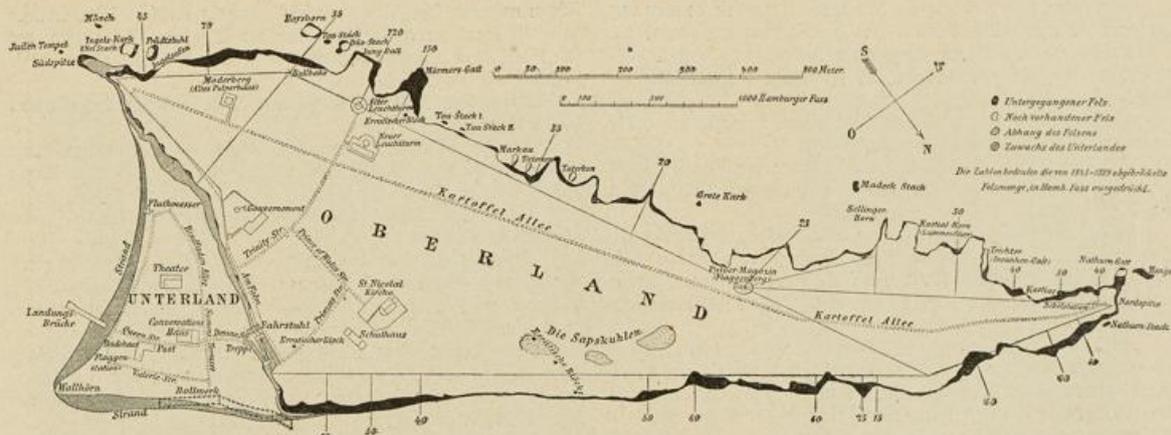
Friesenkönig Ratbod, der auf der Insel vor Pipin von Heristal um das Jahr 700 Zuflucht findet. Vergebens bemüht sich der heilige Willibrord, den alten Helden zur Tausche zu bewegen; wie von dem Sachsen Wittukind, so erzählt auch von Ratbod die Sage, daß er, schon einen Fuß im Wasser, die Frage gethan habe, wohin denn seine Vorfahren gekommen seien. „In die Hölle!“ lautete der kurze Bescheid des Priesters. „Dann will auch ich nicht in den Himmel kom- men!“ Sprach's und starb ungetauft, und nach mehr als tausend Jahren fanden sie auf der Höhe des „No- derbergs“ an der Südspitze der Insel ein Grab mit dem Skelett eines Mannes, eine Bronzewaffe zur Linken und an jeder Seite einen goldenen Spiraltang. Und es hieß, es sei das Grab Rat- bods, des Friesenkönigs.

Im Mittelalter spielte Helgoland eine wichtige wenn auch keineswegs rüh- mliche Rolle als ein Haupt- seeräuberneß. „Es ist ein Ort allen Schiffen ehrwür- dig, besonders aber den See- räubern,“ sagt schon der alte Adam von Bremen im 11. Jahrhundert, der uns die erste ausführlichere Schild- erung der Insel giebt, und er knüpft die merkwürdige Behauptung daran: „Wo- her sie auch den Namen empfangen hat, daß sie Heiligland heißt!“ Das erinnert an den neapolita- nischen Banditen, der die Madonna um Gelingen für seinen nächsten Raubmord anflehte. Nun, die See- räuber, unter denen der Störtebeler der berühmteste ist, fanden ihre Weisterrin in der mächtigen Hanse, die Insel wurde wie das Küsten- land von ihnen befreit, aber sie ging den Hansehäuden in einem langwierigen Beiz- streit mit den Herzögen von Schleswig (Gottorp) wieder verloren. Die Herzöge von Gottorp verloren sie wieder (1714) an Dänemark, Däne- mark wieder an England (1807) und vom Rieker Ver- trage 1814 bis zum 17. Juni 1890 befand sich das viel- umstrittene Eiland auch in völkerechtlich anerkanntem Besitze des britischen Reichs. Albion landte seine Gou- verneure, beunzte die Insel auch einmal während des Krimkriegs als günstig ge- legenen Verbeplatz (vergl. „Gartenlaube“ 1855) und beließ sie im übrigen, wie wir bereits gesehen haben, in ihrer alten Eigenart. Es verlangte von der heute etwa auf die Zahl von 2200 Seelen sich belaufenden Bewohner- schaft keine Soldaten, kein Geld, schoß vielmehr noch eine erkleckliche Summe von zuletzt 3900 Pfd. St. jähr- lich zu, und wenn der eine und der andere Helgolän- der zu der britischen Ma- rine sich anwerben ließ, so war das angeborene Lust und eigener freier Wille.

Mit diesem Stilleben zwischen Badegästen und Schellfischfang dürfte es nun freilich, wenn die Insel dem Deutschen Reiche angegliedert wird, ein Ende haben. Aber ein anderer, ein schwererer Schatten schwebt über dem grün-roth-weißen Eiland. Eine dunkle Kunde will davon wissen, Helgoland habe einjt



Brandung an der Felsenwand auf Helgoland.



Karte von Helgoland nach Prof. A. Siebel (1845) und Dr. Emil Lindemann (1889).

mit Schleswig zusammengehungen. Und wenn es auch mit dem angeblichen früheren Zusammenhang der Insel mit dem heutigen Festland wenigstens in unserer Periode der Erdgeschichte nichts auf sich hat, jene merkwürdig ausgedakten, unterwühlten, zerfressenen Felsbildungen, diese Buchten, Thürme, Säulen, Thore an der Westküste, wie deren unsere Abbildungen zeigen, reden eine bedenkliche Sprache.

Zwölfhundert Meter von der Spitze des Unterlandes entfernt liegt die Düne, auch sie war einst durch einen Steinwall mit der Insel verbunden. Der Windsturm, ein weißer Gipfels, schlugte den Steinwall vor dem Anprall der Wogen. Aber da kam ein Nordweststurm und das Meer brach den Fels, den die Bewohner geschwächt hatten, weil sie die Gipsbroden gut verkaufen konnten, und 9 Jahre später trat die verhängnisvollste Katastrophe ein, die Helgoland erlebt hat: am Weihnachtsabend 1720 durchbrachen die Fluthen auch den Steinwall und rissen die Düne auf ewig los vom Mutterlande. Wer steht dafür, daß nicht eines Tages ein anderer Sturm das Unterland begrabe, daß nicht die rathlose Plagearbeit der Wellen einst ihr Ziel finden werde, weil nichts mehr da ist, daran sie ihren furchter Bahn üben könnten, und daß nicht einst über der Stätte, da vor dem roten Fels zum Himmel ragte, die Fische des Meeres sicher sich tummeln werden, weil niemand mehr da ist, der sie beunruhigt?

Die Frage ist leider nicht ganz unberechtigt. Man hat die Insel genau beobachtet wie einen Kranken, hat sie gemessen und wieder gemessen und den Fortschritt des Zerfallenswerkes in Formeln zu bringen versucht, und man hat ihr schließlich herausgerechnet, wie viele Jahre sie noch zu leben hat.*

Unsere Karte zeigt das Ergebnis dieser Messungen und Beobachtungen. Auf derselben bedeutet das schwarz Ausgefüllte die in 44 Jahren, 1845 bis 1889, untergegangenen Felsstücke, das mit sich kreuzenden Strichen Gezeichnete aber die Zunahme des Unterlandes. Nimmt man an, daß die Zerklüftung des Felsens in demselben Maße fortschreite, wie es sich aus dieser Zeichnung und aus anderen Berechnungen ergibt, so erhält man als die muthmaßliche Lebensfrist der Insel rund ein Jahrtausend!

Und zwar zeigt es sich, daß nicht des Meeres Brandung allein es ist, was an dem Mark der Insel zehrt, — dies ist vorwiegend nur an der Westküste der Insel der Fall — sondern auch die am Felsrand sich sammelnden wässerigen Niederschläge üben im Verein mit der Kraft des Frostes ihre unwiderstehliche Sprengwirkung aus. Das ist der Feind, der vornehmlich den Osten der Insel bedroht.

Also mühten wir heute die Insel begräßen als eine todgeweihte Braut? Mühten wir zusehen, wie uns der willkommene Gewinn wieder unter den Händen zerrinnt, unaufhaltbar, unrettbar, Jahr um Jahr? Fast scheint es so! Aber die Politik kennt keine Sentimentalitäten, sie ist ein Handelsgeschäft und fragt nur danach, was ein Gegenstand jetzt und auf absehbare Zeit werth ist — auf tausend Jahre hinaus hat noch kein Staatsmann gerechnet. Was war denn vor tausend Jahren Geschichte? Wie wenig steht noch von dem, was damals groß und stark schien!

Heute ist Helgoland die Insel, welche die Einfahrt in die Elbe und damit den Nordostkanal, d. h. die Verbindung zweier Meere, die Insel, welche die Weser und den einen unterer zwei großen Kriegshäfen, Wilhelmshaven, beherrscht. Heute ist es der Punkt, der in unserem Besitz uns tausendfältigen Nutzen, in feindlichem uns vielfachen Schaden, in neutralem uns allerlei Unbequemlichkeiten bringen kann. Sollten wir darauf verzichten, weil es diese Rolle in achthundert oder tausend Jahren vielleicht nicht mehr wird spielen können?

Noch ist auch die Frage nicht beantwortet, ob es den hochgezeigerten Mitteln der neuzeitlichen Ingenieurkunst nicht gelingen sollte, das Dalein des Meeressens oder wenigstens einzelner Theile dauernd zu sichern. Das Deutsche Reich hat ganz andere Ursache als England, diese Frage mit allem Ernste in die Hand zu nehmen. Dann mögen auch ängstliche Gemüther sich der Zuversicht hingeben, daß auch nach tausend Jahren noch das „Heilige Land“ mit schwarz-weiß-rother Flagge den Seefahrer grüßen, daß der späteste Nachfahre noch an seinem Strande sich in der belebenden Woge erquiden und von seiner grünen Höhe das Auge auf dem wunderbaren Leuchten des ewigen Meeres ruhen lassen wird.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Noch kämpften draußen über dem Häusermeer der Riesenstadt die letzten nächtigen Schatten mit dem matten Licht des anbrechenden Wintertages, als ein halbwichziger, mürrisch und verschlafen aussehender Kellnerbursche an die Thür des Gasthofsimmers klopfte, welches man dem letzten, erst gegen Mitternacht angekommenen Fremden zugewiesen hatte. Es mochte in Kulicks „Hotel“ nicht Sitte sein, eine besondere Aufforderung zum Eintritt abzuwarten, denn noch ehe von drinnen ein Laut vernehmlich geworden war, schob sich der Junge über die Schwelle. Er trug ein Buch unter dem Arme, das genau so schmierig und abgegriffen ausah wie jeder andere Gegenstand in diesem gastlichen Hause, und mit einem verdrießlichen Gebrumme, das vielleicht einen Morgengruß darstellen sollte, warf er es klatschend auf den Tisch.

Der Fremde, welcher durch das Klopfen nicht aus seinem tiefen Schlummer geweckt worden war, fuhr erst bei diesem Geräusch in die Höhe. Seine dunkeln Augen, die fast geisterhaft

aus dem hageren und im grau-gelben Morgenlichte wahrhaft leichenfahlen Antlitz leuchteten, stierten den schmutzigen Burschen sekundenlang wirt und verständnißlos an.

„Das Bild? — Ich habe das Bild nicht! — Wer sagt, daß ich es habe?“ kam es von seinen Lippen. Der beängstigte Traum, aus welchem er emporgeschreckt worden war, mochte noch die Herrschaft behaupten über seine Gedanken. Aber der Kellnerbursche fand nichts Auffälliges in dem sinnlosen Geschwätz eines Schlaftrunkenen.

„Hier ist von keinem Bild die Rede,“ brummte er. „Sie sollen sich bloß in das Fremdenbuch einschreiben! Es wurde gestern abend vergessen.“

„Ja — so —, in das Fremdenbuch!“ wiederholte Hudes, nun endlich zur Besinnung kommend. Mit einem Ruck warf er das schwere, einen eigenthümlich modrigen Geruch ausströmende Deckbett von sich und griff nach seinen Kleidern.

„Wünschen Sie auch Kaffee?“ fragte der Junge, der ihm mit stumpfer Gleichgültigkeit zusah. „Und wollen Sie das Zimmer für die nächste Nacht behalten?“

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

* Vgl. Dr. Emil Lindemann, „Die Nordküste Helgoland“ (Berlin 1889, Verlag von August Hirschwald) S. 3 ff.

„Rein, das eine so wenig als das andere! Ich befinde mich nur auf der Durchreise hier und ich muß mich beeilen, weiterzukommen.“

Er hatte seinen Anzug nothdürftig beendet und trat an den Tisch, auf welchen der Kellner das schmierige Fremdenbuch geworfen hatte.

„Man muß sich also wirklich einschreiben?“ fragte er. „Die Polizei kümmert sich täglich darum?“

„Und ob sie sich darum kümmert! Aber zum Kaffeetrinken haben Sie doch wohl noch Zeit genug! Mit welchem Zuge wollen Sie denn fahren?“

Hudez hatte die Feder in den fast völlig eingetrockneten, schlammigen Inhalt des Tintenfassens getaucht und startete nun auf die kleinen schwarzen Klümpchen, die an der rostigen Spitze hängen geblieben waren, als hätte er niemals etwas Merkwürdigeres gesehen.

„Wie sonderbar das doch ist!“ murmelte er, die letzten Fragen des Burschen ganz überhörend. „Man weckt die Leute um dieses Fremdenbuches willen aus dem Schlafe und begnügt sich doch mit dem ersten besten Namen, den sie hineinschreiben. Sehen Sie!“ — und er that einige rasche, kreisende Federzüge — „da steht der meinige; aber wer leistet Ihnen Gewähr dafür, daß es der richtige ist?“

Der Bursche las, indem er ihm über die Schulter blickte:

„Julius Patel, Kaufmann aus Budapest.“

Dann zuckte er gleichmüthig mit den Achseln.

„Wir ist es natürlich ganz einerlei, ob Sie Patel oder Schulze heißen. Einer, auf den eine Belohnung ausgesetzt ist, werden Sie doch wohl nicht sein.“

Hudez zog den Hals zwischen die Schultern und stocherte mit der Feder in dem verstaubten Tintenfaße herum.

„Und wenn ich nun doch so einer wäre?“ plagte er nach einem kleinen Schweigen heraus wie jemand, der vergebens gekämpft hat, ein Wort zu unterdrücken, das sich ihm immer und immer wieder auf die Zunge drängte. „Sie würden es bitter bereuen, mich nicht festgehalten zu haben, wenn Sie später etwas derartiges erfahren, nicht wahr?“

„Ach, Dummheiten!“ brummte der Junge, indem er sein Buch wieder unter den Arm nahm. „Also keinen Kaffee?“

„Nein! Was habe ich für das Zimmer zu zahlen?“

„Fünfzehn Groschen, und wenn Sie kein Frühstück nehmen, zwei Mark! An den Gästen, die nichts verzehren, ist uns wenig gelegen.“

Hudez zahlte; aber nachdem der Junge ohne Dank und Gruß das Zimmer verlassen hatte, stand er eine Weile mit gefenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen da, wie wenn ihm Muth und Widerstandsfähigkeit plötzlich ganz abhandengekommen wären.

„Das war das zwölfte Hotel!“ murmelte er. „Wie lange noch werde ich täglich ein anderes finden — wie lange noch?“

Draußen auf den Treppen wurde es lebendig. Der Wirth rief scheltend nach dem Kellner, und eine keifende Weiberstimme fuhr in schrillen Pfisteltönen dazwischen. Hudez neigte Gesicht und Hände mit kaltem Wasser und machte sich reisefertig. Außer dem Handtöcherchen führte er jetzt noch ein kleines, flaches, vieredriges Packet mit sich, das sehr sorgfältig in Packpapier eingeschlagen und mit Bindfaden umschnürt war. Eine Weile schien er in Verjuchung, es zu öffnen, als aber der Lärm draußen immer lebhafter wurde und einmal sogar eine Hand, offenbar aus Bessers, nach der Thürklinke seines Zimmers griff, knüpfte er die schon gelöste Schleife wieder zusammen und nahm das Packet unter den Arm.

Feuchtkalt schlug ihm die raube Morgenluft entgegen, als er auf die Straße hinaustrat, und ließ ihn in seinem dünnen Ueberrockchen fröstelnd erschauern. Er hatte es sichtlich eilig, aus der Nähe des Hauses fortzukommen, in welchem er übernachtet hatte, und erst in der breiten, zu schier unendlicher Länge ausgestreckten Frankfurter Straße, durch welche um diese Morgenstunde ganze Scharen von Arbeitern mit ihren unvermeidlichen Blechhännchen zogen, maßigte er die Hast seiner Schritte.

Es kostete ihn jetzt durchaus keine Ueberwindung mehr, die ausgetretenen Stufen zu einem jener Keller hinabzusteigen, aus deren niedrigen, kaum über dem Pflaster sichtbaren Fenstern eine so verpestete Atmosphäre auf die Straße zu strömen pflegt. Und er hatte den Kaffee im Hotel nur verschmäht, weil er sich allgemach daran gewöhnt hatte, einen kräftigeren Morgentrunke zu

sich zu nehmen. Eine Frau von schier ungeheuerlichen, schwammigen Körperformen, die hinter dem Schänktisch stand, füllte ihm das Glas mit dem verlangten Branntwein; aber sie hielt es am Fuße fest, bis ihr Hudez die Bezahlung zugeschoben hatte.

„Noch einen?“ fragte sie nachher, aber er schüttelte ablehnend den Kopf.

„Später vielleicht, wenn ich wiederkomme, mir meinen Koffer abzuholen, denn ich möchte Sie bitten, ihn mir bis zum Abend aufzubewahren, Frau Wirthin.“

Die kleinen Augen des dicken Weibes musterten ihn nicht ohne Mißtrauen.

„Können Sie mir auch versprechen, daß wir keine Schererei davon haben werden? Da hängen sie einem einen Prozeß wegen Hehlerei an den Hals und schleppen einen vors Kriminal, man weiß nicht wie!“

„Sie dürfen ohne Sorge sein, Frau Wirthin! Ich habe heute morgen meine Wohnung verlassen und muß mir eine andere suchen. Soll ich dabei meine Habseligkeiten beständig mit mir herumschleppen?“

„Na, dann schieben Sie das Ding nur hier hinter den Tisch. Es wird's ja wohl keiner wegnehmen.“

Hudez wollte sich für ihre Gefälligkeit bedanken; aber er kam nicht mehr dazu, denn über die steile Kellertreppe herab polterten mit wüstem Lärm zwei Männer, die trotz der frühen Stunde augenscheinlich bereits ziemlich stark betrunken waren. Sie hielten sich an den Schultern umfaßt, und während der eine mit voller Lungenkraft, aber mit heiserer, mistönender Stimme ein Soldatenlied brüllte, schrie der andere selbstbewußt und befehlend in den Keller hinein:

„Wir feiern heute unsern Geburtstags, und wer nicht mitfeiert, der ist ein Lump — ein Lump, sage ich! — Heda, schöne Frau! — Cognac aufgefahren, aber vom feinsten! — Und für die ganze Bande! Ich bezahle alles — wozu hätten wir denn in der Lotterie gewonnen — nicht wahr, Gottlieb?“

„Ja, wozu — hätten wir — denn — in der Lotterie gewonnen!“ stammelte der andere, der kaum noch auf den Füßen stehen konnte. „Halt — dageblieben! — Wer da — desertirt, der — der kommt in den Ka — Kästen!“

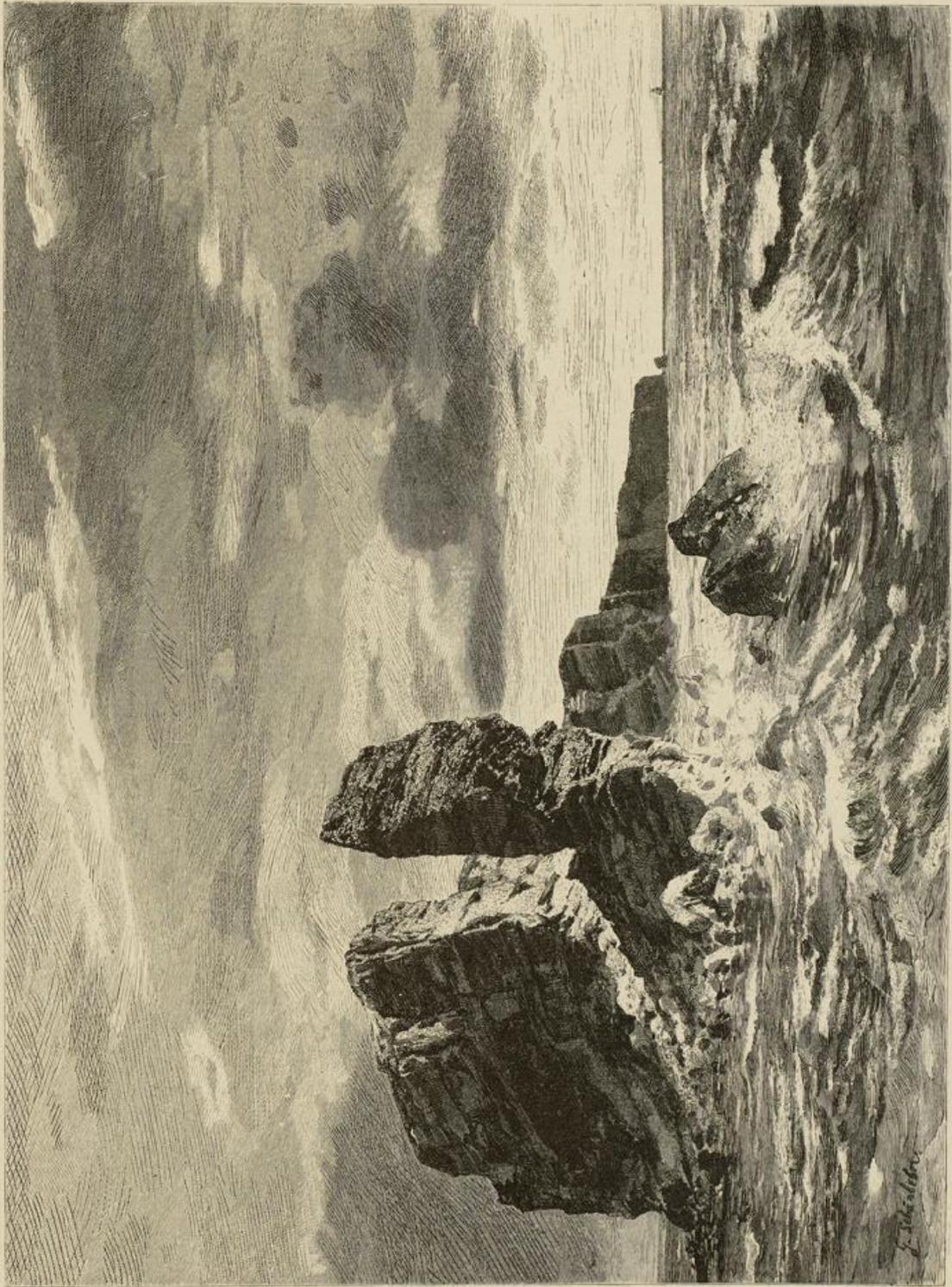
Die letzten Worte galten dem unglücklichen Hudez, der einen Versuch gemacht hatte, mit seinem Päckchen an den beiden Trunkenbolden vorüber die Kellertür zu gewinnen. Der freigebige Gewinner aber hatte ihn mit beiden Händen an den Schultern gepackt und drückte ihn gegen den Schänktisch, daß dem Wehlofen fast der Athem verging.

„Lassen Sie doch den Mann los!“ bat die Wirthin, die eine gewisse Theilnahme für den Fremden mit den verhärteten, klugen Zügen zu empfinden schien. „Er hat Ihnen ja nichts zu Leide gethan.“

„Und wir thun ihm auch nichts!“ meinte der erste Sprecher. „Aber er soll mit uns ein Glas auf unsere Gesundheit trinken — das können wir verlangen, nicht wahr, Gottlieb?“

„Ja, das können wir verlangen!“ bestätigte der andere mit schwerer Zunge. „Und wer uns nicht Bescheid thut, dem schlagen wir alle — alle Knochen entzwei!“

Dabei suchte er mit den Armen in der Luft herum, und seine kleinen, süchtigen Augen bohrten sich in Hudez' blaßes Gesicht. Ein Erschauern der Furcht und des Entsetzens lief diesem plötzlich über den Leib, denn nun erkannte er in dem Sprechenden jenen Strolch, welcher ihm vor einer Reihe von Wochen in der Friedrichstraße so drohend gegenübergetreten war. Und er ergab sich bereitwillig in alles, was man von ihm verlangte. Zweimal leerte er auf die Gesundheit der beiden Gesellen unter ihrem rohen Gelächter sein Cognacglas, und er würde vielleicht den Ausweg aus dem Keller nicht mehr gefunden haben, wenn die treuen Freunde nicht plötzlich ohne eigentliche Veranlassung in einen heftigen Streit miteinander gerathen wären und ihre Aufmerksamkeit infolgedessen von ihrem Opfer abgewendet hätten. Diese günstige Fügung benutzte Hudez zur Flucht. Das verschnürte Päckchen fest an sich drückend, stieg er die Treppe empor. Oben aber mußte er sich wohl eine Minute lang am Thürpfosten festhalten, weil sich alles in einem tollen Wirbel tanze vor seinen Augen drehte, und weil er die beängstigende Empfindung hatte, daß er zu Boden stürzen müßte, sobald er die Stütze fahren ließe.



Die Nordspitze von Seefogland.
Aus „Unser Vaterland, Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee.“ Verlag von Gebender Krieger in Stuttgart.

E. J. J. J.

Doch der heftige Schwindelanfall ging vorüber, und wenn auch mit unsicheren, schwankenden Schritten, so konnte Hudek doch nach einer Weile die Straße hinabgehen, ohne geradezu die gefährliche Aufmerksamkeit der in hellen Haufen daherkommenden Schulkinder auf sich zu ziehen.

Trotzdem war er berauscht, wie er es nie zuvor gewesen war, mehr noch als an jenem verhängnisvollen Vormittag, da er die Wirkung des wundersamen Giftes zum ersten Male in seinem Gehirn und in seinen Nerven gespürt hatte. Und der Rausch war ihm nicht eine Wohlthat wie sonst, wo er in ihm Vergessen seiner verzweifelten Lage gesucht hatte. Statt der rothigen, hoffnungsfreudigen Stimmung, die ihm der feurige Tröster sonst wohl zu erwecken vermocht hatte, regte sich in seinem Innern heute ein dumpfer Groll — eine still glimmende Wuth, die vielleicht ein leiser Hauch zur verzehrenden Flamme emporlodern lassen konnte — ein unbestimmter, nagender Haß, dem es nur an Ziel und Richtung fehlte, um sich in Thaten umzusetzen.

Vor der Aufschlagssäule an einer Straßenecke blieb er stehen, zwecklos und absichtslos nach der Art der Berauschten, lediglich weil er andere dort stehen sah, die den Inhalt eines grellrothen Zettels studirten. Die Polizeibehörde hatte eine Belohnung von dreihundert Mark ausgesetzt für die Ergreifung eines Raubmörders, auf den man seit Wochen vergebens fahndete. Obwohl ihm die Buchstaben ein wenig vor den Augen flimmerten, las Hudek doch mit wachsender Aufmerksamkeit den Wortlaut der Bekanntmachung. Die Beschreibung des an einem alten Geldverleiher verübten Verbrechens ließ ihn trotz der grausigen Einzelheiten vollständig kalt; aber in seinem Herzen erwachte eine merkwürdige Theilnahme für den unbekanntem Mörder, der ja vielleicht auch ein Geheizer und Verfolger gewesen war wie er selbst, ehe die Verzweiflung ihn zu dem Letzten, Keufersten getrieben hatte. Er mochte sich wohl gleich ihm in den elendesten Wirthshäusern und Gasthöfen umhergetrieben haben, bis der letzte Pfennig seiner Barockhaft verzehrt war, bis man ihn mit Fußstritten auf die Straße hinausgeworfen, ihn verhöhnt und mißhandelt hatte, obwohl er doch ein Mensch war wie die anderen und Hunger, Kälte, Schmerz empfand wie ein Mensch.

War es denn wirklich etwas so Ungeheuerliches, ein Mörder zu werden, wenn man einmal auf dieser letzten Stufe angekommen war, da, wo der Jammer anfängt, sich in Wahnsinn zu wandeln? Gab es nicht der überflüssigen Schmaroher genug, die zu beiseitigen viel eher ein Verdienst war als ein Verbrechen? Welchen Nutzen hatte denn die Menschheit zum Beispiel von diesem eleganten Modegeden, der da hart an seiner Seite stand, den goldenen Stockknopf an das spitze Kinn gedrückt und die matten, wässerigen Augen mit einem Ausdruck schlaffer Neugier auf das rothe Blatt geheftet? Hudek konnte den brennenden Blick nicht mehr von den verlebten Zügen des Menschen wegwenden. Der fade, süßliche Fliederduft, der von dessen parfimirten Haaren und Kleidern ausging, verursachte ihm ein fast unerträgliches Unbehagen. Er haßte den Menschen um dieses widerwärtigen Dufstes willen, und es suchte ihm in den Häuten wie von unwiderstehlichem Verlangen, ihn zu erwürgen.

Vielleicht regte sich in dem geschniegelten Herrn eine unbestimmte Ahnung von den fürchterlichen Gedanken, die in dem Hirn seines schäbigen, stier blickenden Nachbarn ihr Wesen trieben; vielleicht auch hatte der heiße Athem des ehemaligen Studenten seinen Hals gestreift; denn er wandte sich plötzlich kurz um, sah Hudek mit einem scharfen Blick an und ging dann seines Weges, ohne das Plakat bis zu Ende zu lesen.

„Gut, daß er fort ist!“ murmelte der Geächtete, schwer athmend wie einer, der großer Gefahr entronnen ist, „gut, daß er gegangen ist, so lange es Zeit war!“

Anderer Neugierige kamen und drängten ihn zur Seite. Da die polizeiliche Kundmachung seinem Gesichtskreis entrückt war, las er gedankenlos die Anzeigen der Theater und Vergnügungsorte. Plötzlich aber rüttelte ein Name, auf den er da gestoßen war, alle seine Lebensgeister aus ihrem dämmernden Traumzustand auf.

„Schillertheater,“ wiederholte er halblaut für sich selbst, „heute: Kean oder Leidenschaft und Genie. Morgen und übermorgen: dieselbe Vorstellung. Sonntag: Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Vorher: Die Geschwister, Schauspiel von Goethe. Marianne: Fräulein Marie von Brendendorf als erstes Auftreten.“

Der Name „Marie von Brendendorf“ war mit fetten, auffallenden Buchstaben gedruckt. Der Direktor versprach sich offenbar einige Anziehungskraft von demselben.

Und Hudek starrte auf diesen Namen, als schloße derselbe alles in sich ein, was auf dieser Welt noch Werth und Bedeutung für ihn hatte. Und eine fast wunderbare Veränderung ging in seinem Aeußeren vor. Seine zusammengefunkenen Gestalt hatte sich gehoben und gestrafft, seine fahlen Wangen brannten in heißer Gluth. In all der grausamen Angst und Noth, die ihn seit dem Tode der Alten unablässig verfolgt hatte, war ja die Gestalt seiner schönen, vornehmen Zimmernachbarin nicht für einen einzigen Augenblick aus seinem Geiste verdrängt worden. Nur immer verklärter, immer überirdischer und herrlicher hatte sie sich seiner Einbildung dargestellt — immer schwärmerischer war seine Sehnsucht geworden, noch einmal den weichen Klang ihrer Stimme zu hören, noch einmal ihre strahlenden Augen und den goldigen Schimmer ihres Haares zu sehen.

Fast unwillkürlich preßte er van Gya's Gemälde, das ihn jetzt auf seinen irden Wanderungen durch die Stadt nicht für die Dauer einer Sekunde mehr verließ, inbrünstiger an seine Brust. Es war ihm ja längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß zwischen dem Madonnenideal des frommen Niederländers und zwischen Marie von Brendendorf eine wunderbare Aehnlichkeit bestehe. Nicht nur in seinen wilden nächtlichen Träumen, sondern auch in jenem neuerdings immer häufiger wiederkehrenden Zustande, wo sich ihm bei hellem Tage und bei sonst ganz klarer Besinnung merkwürdige Phantasiegebilde in die Wahrnehmung der ihn umgebenden Wirklichkeit drängten, schwolven ihm oft die Madonna im Rosenhag und das schöne, lebendige Mädchen völlig in ein einziges Wesen zusammen, und in solchen Augenblicken war es schon mehr als einmal geschehen, daß er deutlich zu sehen meinte, wie über das Antlitz der gemalten Gottesmutter ein wohlbekanntes, gütiges Lächeln glitt, und wie ihre Lippen sich öffneten, um wohlbekannte, süße Laute zu künden. —

Als wäre durch ein Wunder all seine sonstige Schüchternheit und Scheu vor den Menschen von ihm genommen worden, ging Hudek geradeswegs in das Bureau des Schillertheaters, um die Adresse des Fräuleins von Brendendorf zu erfragen. Ohne auch nur für die Dauer einer Minute in seinem Entschlusse wankend zu werden, suchte er dann die ihm bezeichnete Wohnung auf. Es war ein stilles, altes Haus am Büschingsplatz, das er betrat. Niemand begegnete ihm, während er in den zweiten Stock emporstieg, und von den beiden Thüren, welche dort auf den Treppenhalle mündeten, war die eine halb geöffnet. Man mußte in diesem Hause wenig Furcht haben vor Dieben und anderen unberufenen Eindringlingen, wenn man so sorglos zu Werke ging.

An der geschlossenen Thür war ein Porzellan Schild mit der Aufschrift: Paul Tiple, Schneidermeister; auf der andern Seite aber fand sich weder ein Schild noch eine Karte.

„Hier ist es!“ sagte Hudek laut, ohne doch für diese Gewißheit einen greifbaren Anhalt zu haben. Er wollte nach dem Glockenzege greifen, aber er ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Jetzt, wo er seinem Ziel so nahe war, gebrach es ihm plötzlich an Muth, auch noch den letzten kleinen Schritt zu wagen.

Minutenlang stand er unentschlossen, da ging über ihm im dritten oder vierten Stock eine Thür und zwei Männer kamen in lautem Gespräch die Treppe herab. Die alte Furcht, durch sein Benehmen Mißtrauen und Argwohn zu erregen, kam wieder über Hudek. Wollte er den Nahenden unverdächtig erscheinen, so mußte er jetzt entweder herzlich läuten oder sich unverrichteter Sache entfernen. Zu dem einen wie zu dem anderen aber fehlte ihm die Kraft des Entschlusses, und so wählte er denn ohne viel Ueberlegung den einzigen Ausweg, der ihm außer diesen beiden Möglichkeiten blieb, indem er — ohne zu klingeln, — durch die halb geöffnete Thür auf den dunkeln Vorplatz der Wohnung schlüpfte.

Die beiden Männer gingen vorüber, ohne seiner ansichtig zu werden. Hudek aber verließ seinen Schlupfwinkel nicht wieder; denn er hatte den Klang einer Stimme vernommen, deren süßer Wohlklang ihm mit unbeschreiblichem Wonnegesühl durchschauerte und der ihn urplötzlich die ganze übrige Welt völlig vergessen ließ.

Hinter einer der drei Zimmerthüren, die auf den Gang ausmündeten, mußte sich Marie von Brendendorf befinden, und wie er den Oberkörper ein wenig gegen die erste derselben vorneigte, verstand Hudek sogar mit voller Deutlichkeit, was sie sprach.

Er dachte nicht daran, daß es unanständig sei, die Unterhaltung anderer zu belauschen, und er horchte ja auch gar nicht, weil es ihn danach verlangte, fremde Geheimnisse zu erforschen. Er wollte sie nur sprechen hören, wollte nur den melodischen Wohlklang ihrer Stimme in sich hineinfaugen mit unendlichem Behagen. Was sie sprach, galt ihm gleich. Mochte sie ihrer Aufwärterin eine Weisung erteilen oder mochte sie die Rolle her sagen, welche sie demnächst zu spielen gedachte, — das eine würde ihn in nicht geringeres Entzücken versetzt haben als das andere.

Und er mochte wirklich meinen, daß es sich nur um eine Stelle aus einem Theaterstück handle, da er sie sagen hörte:

„Einen freundlicheren Empfang? — Nun, es mag sein, daß ich Dich höflicher oder demüthiger hätte begrüßen können in

Erinnerung an die Wohlthaten, welche ich im Hause Deiner Eltern genossen habe. Aber es ist besser, daß Du mich gleich ihnen für eine Undankbare und Unwürdige hältst, als daß Du Deine kostbare Zeit in nutzlosen Bekehrungsversuchen vergeudest. Ich habe nicht erwartet, daß meine Verwandtschaft sich weiter um mich kümmern werde, und — ehrlich gesprochen, Lothar — ich habe es noch viel weniger gewünscht! Ich fordere keine Rücksichten mehr, so wenig als ich gesonnen bin, welche zu üben.“

Wie stolz sie zu sprechen wußte, wie königlich selbstbewußt! Nie hatte Hudeg sie in einem ähnlichen Tone reden hören, selbst damals nicht, als sie den Trompeter von Säckingen bemalte und ihn um seine Meinung über ihre kleinen selbständigen Kunstleistungen befragte. (Fortsetzung folgt.)

Ferdinand Raimund.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß unter allgemeiner Zustimmung in einer Großstadt ein Dutzend für einen heimischen Dramatiker erachtet wird, den man fast gar nicht mehr spielt und der nur noch die Erinnerung an eine theatralische Glanzzeit bedeutet. Diese Erscheinung tritt in der Grundsteinlegung zum Denkmale Ferdinand Raimunds zu Tage, die am 1. Juni d. J., dem hundertsten Geburtstag des Dichters, zu Wien stattfand. Zwar fehlen noch die nöthigen Geldmittel, ein Wettbewerb der Bildhauer steht erst bevor, und so bedeutet jene Grundsteinlegung nur eine sinnbildliche Handlung; Raimund ergreift Besitz von seinem Plage vor dem „Deutschen Volkstheater“. Aber schon darin liegt eine schwerwiegende Bedeutung, denn es wird anerkannt, daß Raimund eine der stolzen Säulen des Wiener Theaterwesens war, daß er es verdient hat, eine Ehrengang in Stein und Erz zu erfahren, und daß das jetzt lebende Geschlecht ihm tief verpflichtet ist für sein Schaffen und Wirken als Volksschriftsteller. Niemand bestreitet Raimunds Bedeutung als Reformator unserer heimischen Bühne, aber man feiert ihn nur wie einen Begründer, nicht wie einen lebhaftigen Dramatiker, der seine Stücke für das wirkliche Theater geschrieben hat.

Sie und da bringt eine Wiener Bühne eine von Raimunds dramatischen Arbeiten, und bei Gelegenheit der Grundsteinlegung ist die eine und die andere derselben vor die Kampen gekommen; aber ein lebendiges Glied in der Verthätigung unserer Schauspielhäuser ist Raimund schon längst nicht — unsere Schauspieler wissen nicht mehr recht, wie man Raimund darstellt, wie anderen faun, wie man ihn genießt. Ein umgestalteter Geschmack, eine neue Zeit mit neuem Streben und neuen Forderungen, sie haben uns ihm entfremdet, und wir bliden zu ihm empor wie zu einem ehrwürdigen Ahnherrn, dessen hoher Werth uns nicht darüber zu täuschen vermag, daß er eine andere Sprache redet als wir.

Trotz alledem ist es eine eheliche, aufrichtige Pietät, von welcher die Wiener gegen Raimund erfüllt sind, eine Pietät, zu der sie vollstätt Grund und Ursache haben, weil Raimund ein für allemal siegreich festgestellt hat, wiewohl reiche poetische Quellen aus dem Wesen des Oesterreichers sich hervorlocken lassen, weil er den Mitlebenden wie den Entleeren einen Schacht aufgedeckt hat, in welchem Edelgestein von werthvollster Art und in faun übersehbarer Menge eingebettet liegt. Und nicht nur Dankbarkeit stimmt uns anerkennendsvoll für Raimunds Andenken, sondern auch die wehmüthig bedauernde Erkenntnis, daß die Nachfolger Raimunds nicht in wünschenswerther Weise an ihn angeknüpft haben, daß man so lange nur seine Schwächen ins Auge faßte, bis man verlernt hatte, sich für seine hellen Vorzüge zu erwärmen. Heute hat man sich eines besseren besonnen, heute gilt auf theatralischem wie auf jedem anderen künstlerischen Gebiete der Grundsatz, aus den verschiedensten Stilgattungen das Vorzüglichste herauszufinden und zu verwenden. Wir finden in manchen Seiten von Raimunds Dichtung ein nachahmenswerthes Muster, aber da Raimund nicht eigentlich Schule gemacht hat und seine Stücke gerade in ihren bezeichnendsten Wendungen einem überwundenen Geschmacke entsprechen, ist der blutwarne Zusammenhang des bedeutenden Dichters mit der Gegenwart unserer Bühne so ziemlich verloren gegangen.

Raimund fühlte noch bei Lebzeiten, daß er bei Seite gedrängt wurde. Johann Restroy (1802 bis 1862), eine Art von östlichem Aristophanes, ein Bühnenschriftsteller und Schauspieler von bitterstarker Art, voll herben Spottes, voll rücksichtslosen Wahnwitzes, geistreich bis in die Fingerringen, aber ein arger Ennifer, dem nichts geheiligt war, eroberte rasch die Gunst der Wiener, die bei aller Gutmüthigkeit immer einen ausgesprochenen Hang für Ironie, ja für Selbstironie bewiesen haben. Als Raimund gegen Ende seines Lebens von einem Fachgenossen befragt wurde, warum er kein neues Stück für das Leopoldstädter Theater schreibe, gab er zur Antwort: „s wär schad, wenn ich noch etwas schreiben möchte. Ich dringe nicht mehr durch; jetzt ist der Restroy obenan! Ich hab' keine letzten Stücke gesehen. Ja, 's ist wahr, so viel Spaß hab' ich nicht wie er, aber — ich möcht' doch solche Stücke nicht geschrieben haben! Aber sie machen jetzt Furor, meine Stücke haben neben ihnen keinen Platz mehr, und ich selber — ich auch nicht neben dem Restroy. Na, machen wir halt Platz!“

Größere Gegenätze als Raimund und Restroy lassen sich allerdings kaum erträumen.

Jener beschwört Schutzgeister, die im gegebenen Augenblicke den Menschen retten, befreien, erlösen, die seine Gesichte senken und wenden — Restroy glaubt höchstens an die bösen Geister, die in des Erdendohnes Brust wohnen, er schlägt aller Schwärmerci, aller Begeisterung ein

Schnippchen; für die Ideale hat er ein hämisches Lächeln, man hört eine scharfe Geißel durch die Luft sausen, wenn er sich vernehmen läßt: „Ich soll etwas für die Nachwelt thun? Was hat die Nachwelt für mich gethan?“

Die Kränkung darüber, daß er sichtlich an Geltung verlor, soll mit dazu beigetragen haben, Raimund in den Tod zu treiben. Bekanntlich hat Raimund in der Wüthe des Mannesalters als Selbstmörder geadet.

Geboren am 1. Juni 1790 in Wien, starb er am 5. September 1833 in Pottenstein, einem romantisch gelegenen Dorfe Niederösterreichs. Nachdem er genüthigt worden war, die Lehrlingszeit als Juckerbäcker durchzumachen, konnte er seiner Lust am Theater nicht länger widerstehen und ging mit achtzehn Jahren frohgemuth unter die wandernden Komödianten. Anfänglich errang er keine Erfolge; ein Sprachfehler, den er nach und nach durch eiserne Beharrlichkeit überwand, bereitete ihm erhebliche Schwierigkeiten; auch wurde er nicht richtig beschäftigt, sondern in Rollen sacher hineingezwängt, für welche er nicht geeignet war. Von 1817 an gehörte er der Leopoldstädter Bühne in Wien an, und hier fand er Gelegenheit, als Charakterkomiker Triumphe zu feiern. Er glänzte in jener halb rührenden, halb komischen Art, welche sich zu einer Wiener Eigenthümlichkeit herausgebildet hat und noch jetzt von einigen Künstlern gepflegt wird. Der große Tragöde Heinrich Anshütz erzählt in seinen Lebenserinnerungen:

„Ich verdanke Raimund eine Reihe unvergesslicher Erinnerungen. Raimund war der wahre Humorist. Ueber ihn konnte man in denselben Athenzunge lachen und weinen. Noch erinnere ich mich, wie ich mit Ludwig Devrient einer Vorstellung von Bauer als Millionär beizuohnte. Devrient war ganz Auge und Ohr, und bei der Darstellung der Scene, wo das hohe Alter eintritt, war mein Nachbar so ergreift, daß er in die Worte ausbrach: Der Mann ist so wahr, daß ein so miserabler Mensch wie ich ordentlich mißfriert und leidet...“

Die Zeitgenossen wußten ihn als Darsteller zu schätzen. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann 1823 mit der Märchenposse „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“. Von da an war er eifrig als Dramatiker thätig. Er schrieb noch „Der Diamant des Geisterkönigs“, „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionär“, „Moißalurs Zauberfluch“, „Die gefesselte Phantastie“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“, „Die unheilbringende Krone“, und „Der Reichwender“ (1833).

Mit diesen Stücken wurzelte er wohl noch im Zauberer, Geister- und Feenwesen, welches damals die Wiener Bühnen beherrschte, aber trotz der Zuständnisse, welche er nothgedrungen den herrschenden Neigungen machen mußte, schwang er sich hoch empor über das Durchschnittsniveau der übrigen Dramatiker, welche ihn umgaben; er leidete in das mit possenhafsten Schellen behangene Zaubergerwand gesunde, sittliche Lehren, weise Ermahnungen. In erster Linie handelte es sich ihm darum, zu erhärten, daß Geld und Gut allein nicht glücklich machen, wenn Herzensfriede und Seelenruhe mangeln, ja, daß in den meisten Fällen der Reichthum Unglück und Verderben mit sich führe.

Dieses Thema zu behandeln, wird er nicht müde, es begegnet uns in den verschiedensten Formen, unter den verschiedensten Verhältnissen. Raimund sieht das Theater als den Schauplatz für erzieherische Strebungen an. Im „Reichwender“ legt er Nachdruck auf den Raibschlag, der Mensch möge im Glücke nicht übermüthig werden. In „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ wendet er sich mit Heftigkeit gegen die Weltkasser, die an ihren Mitmenschen durchaus nur Schlechtes entdecken wollen, und daß Raimund dies thut, dünkt uns um so auffälliger, als im übrigen durch sein Wesen ein tief melancholischer, ein entlagender Zug geht, eine wehmüthige Klage über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit alles Irdischen. Raimund war ein Weltweiser, der manchmal in den bunten Fitterrath des Hauswurfs schlüpfte und seine Weisheit hinter Phantasterei und hinter Fabulieren verbarg und, um es mit dem Publikum nicht zu verderben, den einen zuliebe einen Parzelbaum schlug, der anderen wegen die lustigen Schemen aus „Tausend und einer Nacht“ heraufbeschwor, ehe er einen seiner Erfahrungssätze verkündete oder seiner Entrüstung über die niedrigen Verdenklichkeiten der Menschen Worte lieh.

Wollen wir bis ans Ende seines Lebenslaufes dessen wichtigste Begebenheiten hervorheben, so müssen wir sagen, daß er auch außerhalb Oesterreichs als Darsteller in hohem Maße gefeiert wurde. In München, Hamburg, Berlin zc. fand er reichlichen Beifall. Im Jahre 1834 kaufte er sich zwischen Perm und Guttenstein in Niederösterreich an; zwei Jahre später wurde er dort von seinem Hofhund in die

Hand gebissen. Der Hund mußte als wuthverdächtig erschossen werden, und Raimund, von schrecklichen Befürchtungen geplagt, schoß sich eine Kugel vor den Kopf.

Daß er zur Schwermuth hinneigte, geht aus seinen Sünden zur Genüge hervor; wenn er in „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ gegen die Hypochonder Front machte, so darf man annehmen, daß er sich auf solche Art von seinen eigenen überaus trüben Stimmungen dichterisch befreien wollte. Der melancholische Grundzug seines Innenlebens gelangt nirgends so deutlich zum Ausdruck wie in den berühmt und volkstümlich gewordenen Liedern „So leb' denn wohl, du stilles Haus“ aus „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“, „Ein' Aschen! Ein' Aschen!“ und „Brüderlein fein“, „Brüderlein fein“ aus „Der Bauer als Millionär“, endlich in dem Hobeleschen Couplet aus dem „Verschwender“. Wenn Raimund unablässig mit übernatürlichen Mitteln arbeitet und seine Leute nicht selbst ihres Glückes Schmiede sein läßt, sondern Aeren und ähnliche Gestalten zu gütigen oder bösarigen Verkörpern ihrer Gesichte macht, so ist er in solchen Zusammenhänge mit kindischen Vorstellungen nicht er selbst, und er ist es auch nicht, wo er die hochtrabenden, in fast unfehlbaren Tanden sich bewegenden Reden der zauberisch begabten Förderer und Feinde des Menschen mit geradezu läppischen Vokal-scherzen vermengt. Er hat sich dagegen offenbar auf sich besonnen, wenn er die weiche, im Halb-dunkel waltende Entlassungsstimmung, das schmerzliche Sichabfinden mit den Schattenseiten des Lebens zum Gegenstande von Gesängen macht, die man nicht so leicht vergißt, wenn man sie einmal gehört hat. Valentin, des „Verschwenders“ Klotzwoll ehemaliger Diener, der den verarmten Gebieter gutwillig bei sich aufnimmt, begleitet das Eintreten in seiner Tischlerwerkstätte mit einem solchen Liede, das für Raimund bezeichnender ist als die Dandlung seiner Stücke oder der Charakter seiner Figuren:

„Da streiten sich die Leut' herum
Ob um den Werth des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nur.
Das ist der allerärmste Mann,
Der andre viel zu reich,
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt's beide gleich.“



Ferdinand Raimund.

Die Jugend will halt stets mit G'walt
In allem glücklich sein,
Doch wird man nur ein bißel alt,
Da find' man sich schon d'rein.
Et zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wuth,
Da klopf' ich meinen Hobel aus
Und den! Du brummst mir gut.

Zeigt sich der Tod einft mit Verlaun
Und zupft mich; Brüderl' komm,
Da stell' ich mich im Anzuge taub
Und schau' mich gar nicht an.
Doch sagt er: Lieber Valentin,
Mach' seine Luständ', geh!
Da leg' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt Adje! *

In den Liedern Raimunds wohnen rührende Einfachheit und Schlichtheit, gemüthes Empfinden, eine für den täglichen Gebrauch zurechtgelegte Philosophie, welche den Hörer mit echt poetischer Kraft gefangen nehmen. Durch eine Volkensicht von hergebrachtem Märchen-Firlefanz und Vorstadt-Scherz bricht sich mit hebrer Gewalt die mächtige dichterische Empfindung Bahn. Braucht man doch nur daran zu erinnern, wie in „Der Bauer als Millionär“ die „Jugend“ von dem Bauer Wurzel sich verabschiedet und das „Hobe Alter“ ihn für sich in Beschlag nimmt, wie jene verschwindet, dieses aber es sich heimlich macht und Wurzel sichtbar zum Geiste wird — die Weltliteratur hat nur wenige dramatische Szenen aufzuweisen, die sich an packendem Eindrucke damit messen können.

Wenn Wien nunmehr den ersten Schritt gethan hat, Ferdinand Raimund ein Denkmal zu setzen, so erfüllt es eine Pflicht. Mag unser Gaumen für die Kost, welche Raimund bietet, verdorben sein, mag sie uns nur noch ausnahmsweise munden — wir müssen doch zugestehen, daß derjenige, der uns Stücke gab wie „Der Bauer als Millionär“, „Der Verschwender“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“, einer der drei großen Dramatiker war, welche Oesterreich bisher befehen hat. Die beiden anderen heißen Franz Grillparzer und Ludwig Anzengruber.

Ferd. Graf.

* Dies ist die Fassung des diegelungenen Liebes nach Raimunds eigener Niederschrift, welche Raimunds sämtlichen Werken, herausgegeben von Glosky und Sauer (Wien, Verlag von Carl Konegen) zu Grunde liegt. In derselben Ausgabe findet sich auch das Bildnis Raimunds in Radierung nach einem Gemälde Lampis, welchem unter Dolgshmit nachgebildet ist.

Blätter und Blüthen.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. C. Falkenhof, den Leuten unserer „Gartenlaube“ durch zahlreiche Artikel wohlbekannt, hat sich die Aufgabe gestellt, durch die Herausgabe dieser Bibliothek (Stuttgarter, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) in bindiger gemeinverständlicher Form die neuesten Errungenschaften der geographischen Forschung dem weitesten Leserkreis darzubieten. In den Reiseberichten und Tagebüchern der Forscher ist allerdings die ausführliche Geschichte jener Ereignisse nachgewiesen; leider sind aber diese Werke zu umfangreich und auch nicht immer verständlich für den Laien. In der Bibliothek sollen die Darstellungen so kurz gehalten sein, daß jedermann Zeit finden kann, dieselben durchzulesen, und das Wichtigste enthalten, was zum Verständniß einer der bewegenden Fragen nöthig ist, in einer Form, die nicht ermüden, sondern anregen soll.

Die Fragen auf diesem Gebiete sind aber nicht rein wissenschaftliche. Hand in Hand mit diesen gehen Bestrebungen, welche den Handel und Wandel fördern sollen: die Eroberung des kaum durchforschten Meeresgrundes für das gedankenleitende Kabel, die Kultivierung der Wüste, die Anfänge der unterirdischen Schifffahrt, die ersten Versuche der Luftschifffahrt. Und wie alle diese Unternehmungen nicht außer acht gelassen werden dürfen, so auch nicht die Bestrebungen, die auf das Erschließen fremder Länder für die Kolonisation und die Anknüpfung von Handelsbeziehungen gerichtet sind und durch welche die Geschichte unserer Expeditionen vielfach den Unternehmungen des großen Zeitalters der Entdeckungen an die Seite gestellt wird, in welchem die Neue Welt mit dem Ruhm glänzender und tühner Thaten erfüllt wurde.

Es sind zwölf Abschnitte in Aussicht genommen, von denen sechs dem dunkeln Welttheil gewidmet sind: „Emin Paschas Vorläufer im Suda“, „Emin Pascha, Gouverneur von Hat-el-Ghida“, „Henry M. Stanlehs Forschungen am Voango und Nil“, „Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas“, „Deutsch-Afrikas. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie“, „Durch die Wüsten und Steppen des dunkeln Welttheils“. Eine Abtheilung ist Brichewaldis Reisen in Centralasien gewidmet; zwei, „Weltentdecker und Weltumsegler“, „Amerikanische Staatzerföhrer und Staatengründer“, sind Jubelschriften zur Feier der Entdeckung von

Amerika. Außerdem finden sich Abhandlungen über die Erforschung der Meere, über Nordpolfahrten und Luftfahrten. Die vorliegenden Hefte, in denen „Emin Paschas Vorläufer im Suda“, vor allem Gorden, geschildert werden, lassen durch klare volkstümliche Darstellung, durch Illustrationen, welche Bildnisse, Volkstypen, Landschaften, charakteristische Gruppenbilder bieten, durch die geschmackvolle äußere Ausstattung bei wohlfeilem Preise den Anspruch, den die Sammlung erhebt, in der Hausbibliothek Zutritt zu erhalten, als vollkommen berechtigt erscheinen.

Glücklicher Fang. (Zu dem Bilde S. 473.) Unsere Leser wissen aus wiederholten Hinweisen in der „Gartenlaube“ von dem vorzüglichen Prachtwerk „Aus den Studienmappen deutscher Meister“, herausgegeben von Julius Lohmeyer (Verlag von C. T. Wisfort, Breslau). Heute sind wir nun in der Lage, wieder eine bildliche Probe daraus vorzulegen, und zwar aus der Mappe des als Maler des Kriegs- und Reiterlebens wohlbekannten Werner Schuch. Ein jeder Husar aus der Armee Friedrichs des Großen hat im schneidigen Kitt durch den Bauernhof mit fähnem Griff einen stolzen Hahn an der Gurgel gepackt — da — ein freischender Wehkrei hinter ihm mischt sich in das heisere Krächzen des gewürzten Thiers, aber schon setzt auch der Schimmel mit seinem Keiter über den halberfallenen Baum. Der stolze Beherrscher des Hühnerpops ist verloren, die Bäurin hat das Nachsehen — das leidige Kriegsvieh einer kampferwilderten Zeit. Denn sieben Jahre Krieg haben noch niemals zu Sanftmuth und Schonung des fremden Eigenthums erzogen, besonders nicht, wenn dies fremde Eigenthum — eßbar war.

Ländlich — stitlich! In den südlichen Distrikten von Indien werden neuerdings die hölzernen Telegraphenstangen durch Pfeiler aus Eisen oder Stein ersetzt, weil sich eigenthümliche Unzuträglichkeiten für die ersten herausgestellt haben. Sie wurden nämlich massenweise von den großen Ameisen an- und durchgenagt, andererseits zeigten die Affen eine besondere Vorliebe dafür, sie zu ihren Turnübungen zu benutzen, und erschütterten sie dadurch rettungslos in ihren Grundfesten. So muß denn die Telegraphenleitung den ländlichen Verhältnissen „angepaßt“ werden, wie so viel anderes in Indien, das in seiner Mischung von Naturzuständen und englischer Kultur ein höchst merkwürdiges Gesamtbild darbietet.

Inhalt: Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (I. Fortsetzung). S. 469. — Vogel im Hanflamen. Bild. S. 469. — Schulfisch und Ferien. Skizze aus dem Familienleben von Hans Renold (Schluß). S. 472. — Glücklicher Fang. Bild. S. 473. — Helgoland. S. 476. Mit Abbildungen S. 477, 478, 479 u. 481. — Madonna im Kolenbag. Roman von Reinhold Ermann (Fortsetzung). S. 479. — Ferdinand Raimund. Von Ferd. Graf. S. 483. Mit Bildnis S. 484. — Blätter und Blüthen: Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. S. 484. — Glücklicher Fang. S. 484. (Zu dem Bilde S. 473.) — Ländlich — stitlich! S. 484.